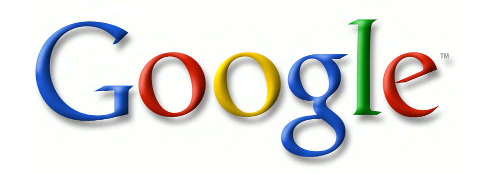
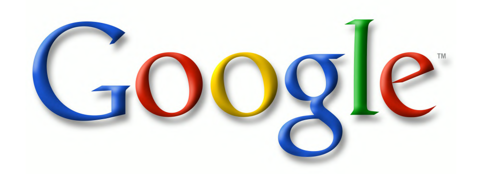






I.

Hamburg im achtzehnten Jahrhundert.

Hamburgs Literaturleben

im

achtzehnten Jahrhundert.

Von

Feodor Wehl.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.



Inhalt.

I.

Hamburg im achtzehnten Jahrhundert.

Es ist seltsam genug, daß sich über Hamburg die Meinung und das Vorurtheil hat verbreiten können, als sei diese Stadt literarisch niemals und zu keiner Zeit von irgendwelcher Bedeutung gewesen. Und am seltsamsten ist, daß diese Meinung und dieses Vorurtheil in Hamburg selbst von jeher am meisten angenommen und geglaubt gewesen und daß aus seinem eigenen Schoose fast nie und nirgends Versuche und Anstrengungen von einigem Werthe und größerer Nachhaltigkeit gemacht worden sind, solche Annahmen, deren Irrthümlichkeit bei näherm Zusehen sogleich in die Augen fallen muß, verschwinden und aufhören zu machen. Ja, selbst nachdem mehre tüchtige Literarhistoriker, wie z. B. Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung", Guhrauer in der Lebensbeschreibung des großen Jungius und Danzel in seiner imposanten Biographie Lessing's starke und ziemlich bemerkbare Fingerzeige auf den außerordentlichen Einfluß gegeben, welchen Hamburg nach dem Dreißigjährigen Kriege in Bezug

1*

auf die Literatur in unserm Vaterlande gewonnen und erhalten hatte, blieb dennoch die nähere Betrachtung und ein weiteres Eingehen in Das, was von hier aus literarisch angeregt, durchgefochten und zum Theil siegreich ausgetragen worden ist, unerörtert oder mindestens nicht in dem Grade zu Tage gestellt, als es wünschenswerth erscheinen darf.

Ehe wir uns nun aber angelegen sein lassen können, hier in unserer Schilderung kurz und übersichtlich das Versäumte, so gut es in unsern Kräften steht, nachzuholen und eine Darstellung von den literarischen Phasen und Richtungen zu geben, die von Hamburg entweder zuerst ausgegangen oder an denen es sich mindestens wichtig und bedeutsam betheiligt hat, sehen wir uns genöthigt, vor Allem und voran eine Charakteristik von der Stadt selbst zu geben, mit der wir uns hier beschäftigen und die wir uns doch erst in ihren geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gegenwärtig gemacht haben müssen, um die Art und Weise zu verstehen, in der sie sich literarisch bethätigt hat.

Wie sich bei einem Menschen in Dem, was er thut und treibt, Stand, Geburt und Erziehung nicht unwesentlich und gleichgültig erweisen und wie, wenn man sein Leben und seine Thaten zu schildern und zu beurtheilen vorhat, auch darauf Sinn und Auge mit Recht zu richten pflegt, so ist es nicht minder nützlich und nöthig bei dem literarischen Einflusse, den eine große Stadt ausübt oder ausgeübt hat, ihre Entstehung, Lage und Historie in Obacht zu nehmen.

Hamburg, wie man sagt, ein Gedanke Karl's des Großen und von diesem zur Stadt creirt, mußte durch seine günstige Lage am Ausflusse eines der mächtigsten Ströme Deutschlands und gewissermaßen angesichts des Meeres, das mit der beginnenden Cultur und der Ausbreitung der Schiffahrt aus der Länderscheide, die es bis dahin gewesen, vielmehr zum verknüpfenden Bande der Staaten und ganzer Erdtheile geworden, ganz nothwendig und selbstverständlich sich zum Handelsplatze prädestinirt und geeignet finden. Die tief aus dem Binnenlande herabströmende Elbe vermittelte es mit dem Innern von Deutschland, das Meer mit allen Küsten der bewohnten Welt. Nachdem Konstantinopel aufgehört hatte, das Centrum und die Seele des Welthandels zu sein und nachdem Städte wie Ancona, Bardowik, Vinetha, Wollin u. a. theils durch kriegerische Verheerungen, theils durch feindliche Gewalt der Elemente ganz zugrunde gerichtet oder doch wenigstens im frischesten Aufschwung gelähmt, in der vielversprechendsten Entwickelung ihrer commerciellen Ausbreitung behindert worden waren, mußten Städte wie Bremen, Lübeck, Hamburg, Wisby auf Gothland u. a. denjenigen Kaufleuten, die sich aus dem Ruin der vorgenannten Orte noch glücklich und unternehmungslustig genug herausgerettet hatten, als die zweckdienlichsten Punkte zu neuen Handelsanknüpfungen erscheinen. Hamburg indessen damals zunächst noch am wenigsten, denn diese Stadt, die von früh an, ja, man kann sagen von ihrer Entstehung an, einen großen Un-

abhängigkeitssinn bewährte und doch so vielen Herren und Fürsten ihrer guten Lage und ihres wachsenden Reichthums wegen begehrenswerth erschien, hatte in ihrer ersten Zeit und über sich hinweg viele Kämpfe um ihren dauernden Besitz auszuhalten; nachdem die Könige von Dänemark, die Herzoge von Mecklenburg und Oldenburg sie abwechselnd entweder wirklich an sich gerissen oder an sich zu reißen gesucht hatten, gelang es ihr endlich, sich freizukaufen. Sie ward selbständig und zur Republik aus ihren eigenen Mitteln, durch ihren Fleiß, ihre Anstrengungen, ihre kühnen und glücklichen Unternehmungen. Alles, was sie ist und hat, verdankt sie ganz allein nur sich und dem ihr inwohnenden Genie, keiner Großthat eines Regenten, keinem Heldenmuthe eines angestammten Fürstengeschlechts. Man kann und darf sich aus diesem Grunde denn auch nicht wundern, daß Hamburg von jeher und stets sich mit einem gewissen und, wie man zugestehen muß, durchaus gerechtfertigten Bewußtsein behäbigen Bürgerstolzes in allen Lagen und Zeiten und auch zu den schwierigsten und in den drückendsten auf sich selbst gestützt hat. Allein bei allem diesem Selbstbewußtsein und dieser ganzen Zuverlässigkeit und Rechnung auf die eigene Kraft ist Hamburg doch nie zu weit und über die Kreise seiner Macht hinausgegangen. Immer und überall hat es politische Mäßigung, klugen Takt und in seiner Entwickelung einen Gang beobachtet, der hitzigen Köpfen allerdings oft zu langsam und saumselig hat erscheinen wollen, dem es aber doch allein

zu danken ist, daß es so fest, mächtig und in seinen Grundpfeilern unerschüttert noch heutigen Tages dasteht, während andere Städte seinesgleichen längst nicht allein den Flor ihres Handels, sondern auch die Bedeutung, wenn man so sagen darf, ihrer statistischen Größe eingebüßt haben. Während Lübeck und die übrigen Hansastädte die Blüte ihrer Macht und ihres Glanzes mit dem Sinken und Verfall dieses Bundes zu verlieren begannen und während des Dreißigjährigen Krieges ohnmächtig und fast vernichtet wurden, weil sie einmal ihren ganzen Bestand und ihr Wohlergehen zu sehr und zu ängstlich an das Wesen der Verbrüderung geschlossen, sodann aber unklug oder durch Umstände gezwungen sich in die Religionsconflicte jener unseligen Zeit einzulassen nicht vermieden oder vermeiden konnten, fing Hamburg an, erst während und nach dem Dreißigjährigen Kriege „sich zu heben und denjenigen Rang in der politischen und Culturgeschichte Deutschlands einzunehmen, welchen es seitdem mit so viel Glanz zu behaupten wußte.“ (Guhrauer.)

Die kluge Mäßigung, die wir vorhin schon an Hamburg gerühmt, hat es besonders und hauptsächlich auch bei der Reformation bewiesen, die fast in keiner Stadt unsers Vaterlandes mit so viel Würde und Ruhe und auf eine so einfache Weise eingeführt wurde als hier. Nachdem mit einer allgemeinen Stimmeneinheit der ganzen Bürgerschaft die Reformation beschlossen worden, ward dieselbe, ohne daß eine Kirche gestürmt oder ein Priester gemishandelt wurde, in der Zeit von 1524

bis 1526 durchgesetzt und zwar so, daß man 1528 schon Dr. Johannes Bugenhagen, einen Schüler Luther's, berufen und beauftragen konnte, das wichtige Werk vollständig abzuschließen. Am Pfingstabend 1529 erfolgte die Bekanntmachung, daß die von Dr. Johannes Bugenhagen entworfene Kirchenordnung von Rath und Bürgerschaft angenommen sei, und mit dieser Annahme war denn ein für alle mal die kirchliche Umwälzung in Hamburg vollendet und die Stadt durch und durch protestantisch.

Die Kürze und Raschheit dieses kirchlichen Umwandlungsprocesses sowie die große Bereitwilligkeit, mit welcher dem Protestantismus Thür und Thor geöffnet worden war, ließen Hamburg nun natürlich als die protestantische Stadt par excellence erscheinen und als solche ward sie denn auch leider nur zu bald das Ziel und Augenmerk vieler tobsüchtiger und besonders ehrgeiziger Kirchenredner.

Den zelotischen und nach Auszeichnung und Ansehn lüsternen Predigern mußte eine Stadt, wo sich die neue Kirche so ungehindert und allgemein durchgesetzt hatte, und wo weder ein Hof noch eine Universität durch Macht und äußern Glanz oder ehrfurchtgebietende Gelehrsamkeit ihren Einfluß zu beschränken vermochte als ein besonders geeigneter Schauplatz für ihre Wirksamkeit erscheinen. Aus dieser Ursache ohne Zweifel sehen wir denn auch von da ab Hamburg vielfach von lärmenden und zeternden Religionslehrern erfüllt und nicht selten zu der Bühne der skandalösesten kirchlichen Vorgänge werden. Unter Pastoren wie Mayer, Krummholtz

und Goeze, welchen Letztern wir als den Gipfelpunkt dieser Richtung noch näher zu bezeichnen haben werden, trugen nicht wenig dazu bei, den kirchlichen Geist in Hamburg zu verdüstern und für eine Intoleranz geneigt zu machen, die der Stadt den wesentlichsten Abbruch thun mußte.

Indessen dieser Zug der Intoleranz und der der Stadt dadurch verursachte Abbruch errangen doch nur langsam und nach und nach die Herrschaft. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war davon noch nicht allzuviel zu merken und es stand damals noch so gut um Hamburg, daß der französische Gelehrte Aubri du Maurier, der sich gegen das Ende des Dreißigjährigen Krieges hin in Hamburg aufhielt und Denkwürdigkeiten niederschrieb, Hamburg und Lübeck in Bezug auf ihre größere und geringere Liberalität gegen die Fremden mit Athen und Sparta vergleichen konnte. In der That wurden in diesem Zeitraume hier auch die Gesandten aller auswärtigen Staaten aufgenommen, ohne Rücksicht auf die Misbilligung des Kaisers, indem Hamburg als Handelsstadt zu einer allgemeinen Politik dem Reiche gegenüber berufen zu sein glaubte. Diesem Umstande verdankte sie es, daß in ihren Mauern die Präliminarien zum Frieden im Jahre 1641 geschlossen wurden.

Die Wirkung dieser Verhältnisse auf die Bürger Hamburgs war ein gerechter Stolz, und für die Gelehrten ein freierer Weltblick, als er an den meisten deutschen Universitäten möglich war.

Die Schriften des geist- und gemüthvollen Balthasar Schuppius, welchen Gervinus einen der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit nennt und das Wirken des großen, gelehrten Jungius, die um diese Zeit Beide in Hamburg nebeneinander lebten, geben den besten und deutlichsten Beweis dafür. „Hamburg", heißt es irgendwo bei Schuppius, „ist eine edle, von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, ein schöner Lustgarten im irdischen Paradiese." Und um dies klar zu belegen und darzuthun, sagt er dann ferner: „Als im verwichenen Dreißigjährigen Kriege ganz Deutschland unter der schweren Kriegslast seufzte, als das Kriegsfeuer ein Land nach dem andern, einen Ort nach dem andern angriff und verzehrte, da nahm diese Stadt nur immer mehrundmehr zu an Macht und Reichthum. Die Einwohner saßen darin in guter Ruhe und Sicherheit wie die Kinder Israel im Lande Gosen, als der Herr ganz Egypten mit allerhand Plagen schlug." An einer andern Stelle sagt er: „Die Schiffahrt macht, daß Hamburg ist klein Spanien, klein Portugal, klein Frankreich, klein Schweden, klein Dänemark und Norwegen. Ich bin Jahr und Tag in Hamburg gewesen und habe nicht gewußt, was in Hamburg zu thun sei. Ich habe nicht gewußt, wie mancher kluge Kopf darin verborgen liege. Ich habe nicht gewußt, daß Hamburg eine kleine Welt sei."

Guhrauer, der in seinem schönen Buche über Jungius diese Stellen ebenfalls anführt, läßt sich bei dieser

Gelegenheit folgendermaßen aus: „Von diesen Strömungen eines frischern und freiern Geistes wurden die in Hamburg reichlich vorhandenen Keime geistiger Bildung durchdrungen. Literatur, Sprache, Wissenschaft und Kunst ernteten die Früchte davon. In der allgemeinen und besonders der deutschen Literaturgeschichte ist dies anerkannt. Was vor dem Dreißigjährigen Kriege Straßburg oder Nürnberg für die Literatur bedeutete, ging, nach einer Bemerkung von Gervinus, auf Hamburg über und dauerte in reicher Mannigfaltigkeit bis auf Hagedorn und Lessing fort. Von unberechenbarer Wichtigkeit für die Hebung nicht nur der politisch-commerciellen, sondern auch der literarischen und wissenschaftlichen Cultur war die Lage Hamburgs und seine lebhaften Verbindungen mit den beiden damaligen Brennpunkten europäischer Cultur, nämlich England und Holland."

War nämlich das sechzehnte Jahrhundert vornehmlich die Periode Italiens, das siebzehnte Frankreichs, so zog der Genius der feinern Wissenschaften über Holland nach England, von wo er dann nach Deutschland kam und hier an Hamburg gewissermaßen den geeignetsten Landungsplatz vorfand.

Hamburg war, wie schon gesagt, während des Dreißigjährigen Krieges wunderbar und glänzend emporgestiegen. Da es von den Wirrnissen der Zeit am wenigsten in Deutschland betroffen wurde, so machte es sich fast ganz von selbst, daß es zum Zufluchtsort und Asyl nicht nur der Künste und Wissenschaften,

sondern auch vieler angesehenen, bedeutenden und reichen Familien wurde. In der That aber konnte in Hamburg nicht nur der darin herrschende Friede und Wohlstand locken, sondern es bot neben diesen so sehr gesuchten und geschätzten Wohlthaten zugleich auch noch andere, die nicht weniger anreizend in die Wagschale fallen mußten.

Vor allem glänzte damals das Johanneum in Hamburg, das von Bugenhagen 1529 zugleich mit dem Reformationswerk gestiftet, in Joachim Jungius seinen ersten und zugleich größesten Einrichter und Leiter gefunden hatte.

Joachim Jungius, ein Zeitgenosse und Geistesverwandter von Baco, Galilei, Kepler, Gassendi und Descartes, am 22. Oct. 1587 zu Lübeck geboren und am 23. Sept. 1657 in Hamburg gestorben, war einer der bedeutendsten Geister, welche Deuschland damals aufzuweisen vermochte. Er hatte in Rostock und Gießen studirt, war lange und viel, besonders in Italien gereist und endlich 1628 nach Hamburg zum Rector des Johanneums berufen worden, wo er 1634 eine Schulordnung schuf, die beinahe ein volles Jahrhundert ausreichend erschien und der Anstalt ein Ansehn und einen Flor verschaffte, wie ihn ein ähnliches Institut in Deutschland vordem noch niemals erlebt hatte. Es gab eine Zeit, wo die Schule 1100 Schüler zählte.

Dem Johanneum einen solchen Aufschwung und Glanz zu gewinnen, war denn aber auch ein Mann wie Jungius nöthig, der, geschaffen zum Haupt einer

großen Schule, mit einer herzgewinnenden Persönlichkeit ein Denken von außerordentlicher Tiefe und eine Gelehrsamkeit seltener Art verband. Die deutsche Sprache, die Philosophie, Mathematik und Physik verdanken ihm die entschiedensten Förderungen. Humboldt, der ihn „den großen, so lange verkannten Jungius" nannte, war es wahrscheinlich, der Goethe auf ihn aufmerksam machte, welcher Materialien zu einer Biographie desselben sammelte, die später Guhrauer bei dem schon mehrfach angeführten Werke benutzte. Goethe sagt von ihm: „Der Mann war Mathematiker und Logiker von Haus aus, hatte sich aber mit freiem Sinn der lebendigen Natur ergeben und seiner Zeit vorschreitende Arbeiten geliefert." Martin Fogel, ein Schüler des Jungius, rief ihm im Tode nach: „Nichts fehlte dir, o Joachim, als ein Alexander, um deinen so großartigen Unternehmungen und Entwürfen ohne Beispiel, nach deinem und aller Freunde der Wahrheit Wunsche, weitere Bahnen vorzuzeichnen und so weit die Grenzen des Erdballs sich erstrecken, zu deinem Ruhme darzulegen."

Es gereicht Hamburg zu keiner geringen Ehre, diesen großen Gelehrten gewonnen und ihm wenigstens einigen Spielraum für sein mächtiges Genie überwiesen zu haben. Die Segnungen seiner Thätigkeit sind denn freilich auch nicht ausgeblieben und haben der Stadt die herrlichsten Früchte getragen. Er und sein Werk waren ein Haupthebel des hamburgischen Aufschwungs der damaligen Zeit, den zu begünstigen frei-

lich noch viele andere und keineswegs unansehnliche Kräfte und Mittel hinzugetreten sind.

Mit der Reformation und dem Johanneum zugleich war in Hamburg 1529 auch die erste Buchdruckerei eingerichtet worden und 1567 ließ sich in der Stadt der englische Court, eine mächtige englische Handelsgesellschaft, nieder, die unter dem besondern Schutze der britannischen Regierung stand. Im Jahre 1677 ward von einem Engländer das erste öffentliche Kaffeehaus eingerichtet.

Stellt man sich die Einwirkungen aller dieser Einrichtungen auf Staat, Handel und geselliges Leben klar und deutlich vor Augen, so wird man damit sehr wohl im Stande sein, sich ein ungefähres Bild von der Stadt zu machen und das Lob und den Ruhm begreifen, das und den wir in vielen Schriftwerken Hamburg gespendet sehen. Hamburg war damals eine so glückliche und anlockende Stadt, daß sich die größten Geister dahin gezogen fühlten. Den braven Schuppius, welchen kürzlich Ludolf Wienbarg durch eine schätzenswerthe Mittheilung der „Hamburger Nachrichten" wieder in Erinnerung brachte, haben wir bereits erwähnt. Neben ihm glänzte als Humanist, der Rechts- und Sprachgelehrte Lindenbrog, den der berühmte Hugo Grotius in Hamburg besuchte. Auch der Polyhistor Lucas Holstenius hielt sich hier eine Zeitlang auf und 1678 kam Leibniz hierher, die literarische Nachlassenschaft des Jungius einzusehen. Paul Flemming, der berühmte Reisende und Dichter, dessen lyrische Gedichte

etwas von jener Anmuth, Sinnigkeit und Grazie haben, die wir in den ähnlichen Liedern von Goethe treffen, fühlte sich von Hamburg, das er auf der Durchreise berührt und kennen gelernt hatte, so angezogen, daß, als er sich verheirathen und häuslich niederlassen wollte, dies nirgends anders als in Hamburg mochte, wohin er aber nur kam, um hier sofort am 2. April 1640 im 31. Jahre seines Lebens den Tod zu finden.

Er wurde in der St.-Katharinenkirche begraben und erhielt von Martin Fogel folgende Grabschrift:

Hier liegt der teutsche Schwan, der Ruhm der weisen Leute,
Der Arznei werther Sohn, der wohlberedte Mund,
Dem nach kein Landsmann gleich hat reden je gekunnt.
Was, Leser, er jetzt ist, das kannst du werden heute.

Er selbst sang sich auf dem Todtenbette in Hamburg noch folgenden Nekrolog:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog überweit, kein Landsmann sang mir gleich,
Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird verstören.
Dies, teutsche Klarien, dies Ganze dank' ich Euch!
Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde!
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
In mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Daß er der Schöpfer des schönen und berühmten Liedes: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten

rathen", ist allgemein bekannt; minder beachtet dagegen dürfte sein, obschon auch dies Gervinus schon hervorgehoben, daß, so kurz seine Anwesenheit in Hamburg auch war, er dennoch hier den Keim zu einer weltlichen Lyrik legte, die scharf geschieden von der schlesischen ist und Hamburgs engern Antheil an deutscher Poesie eröffnet, der dann ununterbrochen bis auf Hagedorn, Lessing und Klopstock fortgedauert hat und von uns an anderer Stelle noch näher zu verfolgen sein wird.

Um aber hier auf die Aufzählung großer und bedeutender Männer, die entweder in Hamburg geboren und gebildet oder sich da niedergelassen, vorerst zurückzukommen, so haben wir anzuführen, daß wir auch Otto von Guericke, den Erfinder der Luftpumpe, eine Zeitlang Bürgermeister in Magdeburg, nach Niederlegung seines Amtes nach Hamburg übersiedeln sehen. Lucas von Bostel, ein hamburgischer Bürgermeister um jene Zeit, hat unter anderm die Satiren des Boileau sehr glücklich ins Plattdeutsche übersetzt. Vincent Fabricius, ein ebenfalls sehr trefflicher Dichter jener Periode und ein berühmter Bürgermeister zu Danzig, ward 1612 zu Hamburg geboren und dort gebildet. Ebenso Andreas Schlüter, der Michel Angelo des Nordens, der große Bildhauer und Architekt, der den schönsten Theil des Berliner königlichen Schlosses baute und die bronzene Reiterstatue des großen Kurfürsten modellirte, ein Genie, das noch heutzutage von allen Kunstverständigen bewundert wird und noch erst

jüngst wieder von Adolf Stahr und Wilhelm Schadow auf das Anerkennendste gewürdigt worden ist.

Hamburg war damals durch Genie, Geist und Talent vielfach ausgezeichnet und konnte es sein, weil es sich in seiner politischen und geselligen Situation alle Bedingungen zur Hervorbringung und Pflege derselben in hinreichendstem Maße geboten sah. Es war reich durch Handel, frei durch eigene Mittel, weise und mäßig in seinem politischen Verhalten. Seine weit in der Welt herumgekommenen Kaufleute und die vielen Eingewanderten brachten nicht allein vermehrten Wohlstand und neue Eindrücke zu einem regern Leben, sondern auch mannichfache Lust und Beziehung zu den Künsten mit.

Die Künste, von der Laune und Caprice keines Potentaten in Abhängigkeit und Dienst genommen, traten hier mit der Wohlhabenheit eines freien Bürgerthums so ebenmäßig und glücklich zusammen, daß sie sich zu gegenseitigem Vortheil auf das Schönste und Beste verbinden konnten. Beide Elemente durchwoben sich. Der Wohlstand diente der Kunst und die Kunst dem Wohlstande.

Es war eine Lust des gegenseitigen Gebens und Empfangens, ein entzückender Austausch der Mittel. Der Materialismus der Stadt, damals noch unverhärtet, gesunden, vollwangigen Lebens, durch klugen Weltblick geschult und im vollen Reiz des Erwerbens, hatte noch Spannkraft und Liebe, bei dem gefüllten Glase und der wohlbesetzten Tafel auch Genuß an den feinen

Künsten und dem Aufschwunge des Geistes zu finden. Dieser Moment und gerade nur dieser ist es, der das achtzehnte Jahrhundert so groß in Hamburg oder Hamburg so groß im achtzehnten Jahrhundert erscheinen läßt.

Hamburg war damals durch und durch eine Stadt von Patriciern, eine Stadt voll freien Bürgersinnes, voll Edelmuthes und geistiger Größe, eine Stadt, nach der, wie die Briefwechsel und Memoiren einer langen Zeit beweisen, von weither mit Achtung und Liebe geblickt ward. Schiller ersehnte nichts so sehr, als nach Hamburg kommen zu können, und wie gern und mit Lust z. B. auch die Glieder des Hainbundes nach Hamburg sahen, beweisen die rührenden Briefe von Hölty und Andern auf das Genügendste. Auch Bodmer, dieser Aristarch und Censor seines Zeitalters, zeigte, als er seinem jungen Lieblinge Klopstock eine hingebende, reiche und von Liebe zur Dichtkunst beseelte Gattin wünschte, bedeutungsvoll aus der Schweiz nach der schönen Stadt im Norden, in welcher der Messiassänger denn in der That auch seine Gattin gefunden hat.

Christian Ludwig von Griesheim, der lange in Hamburg verweilte und 1760 unter dem Titel „Die Stadt Hamburg in ihrem politischen, ökonomischen und sittlichen Zustande“ ein etwas geschwätziges, aber doch sehr tüchtiges Buch über diese Stadt herausgab, nennt sie in seiner Vorrede ein mal über das andere mal „ein Wunder der Stadtseligkeit“ und „ein deutsches Städtemuster“, von dem er die ausführlichste Schilderung gibt.

Dieser zufolge zählte die Stadt damals 18,000 Häuser und 180,000 Einwohner, Christen und Juden. Sie war schon damals in ihren Promenaden und öffentlichen Spaziergängen so sauber, rein und saftiggrün gehalten, daß man sie allgemein „die Gartenstadt" nannte. Nicht ohne Stolz rühmte man an ihr, daß es darin gar keine Bettler gebe, und wie reich in der That damals Hamburg und zugleich wie wohlthätig es war, beweist die Thatsache, daß an einem Sonntage in dem kalten Winter von 1755 vor den Kirchenthüren zur Feuerung für die Armen 3000 Reichsthaler einkamen und man dennoch bei dieser Gelegenheit „seufzete und klagete", wie es in dem betreffenden Berichte heißt, „daß die heilige Edelmuth erfroren sey".

Burney, ein englischer, reicher Musikdirector, welcher in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Deutschland, Frankreich und Italien bereiste und später sein musikalisches Tagebuch herausgab, sagt in demselben über Hamburg: „In diese Stadt kommt man ohne examinirt oder von Accisbedienten belästigt zu werden. Der Reisende wird an dem Thore blos um seinen Namen und Stand gefragt. Die Gassen sind schlecht gebaut, schlecht gepflastert und enge, aber voller Menschen, die ihren Geschäften nachgehen. Aus den Mienen und dem Betragen der Einwohner dieses Ortes leuchtet eine Zufriedenheit, Wohlhabenheit und Freiheit hervor, die man an andern Orten Deutschlands nicht häufig zu sehen bekommt."

Griesheim selbst gibt in seinem Buche, um auf

dieses zurückzukommen, von dem Hamburger folgende Beschreibung: „Der Hamburger“, sagt er, „ist noch ein Rest der alten deutschen Tugenden, in der schwarzen Kleidung, deren er sich bei bürgerlichen Zusammenkünften bedient; außer denselben beobachtet er die Moden mit, doch mehrentheils ohne Pracht und Eitelkeit, welche nur junge Leute unterscheidet, die einen kaufmännischen Edelmann vorstellen wollen. Beiderlei Geschlecht liebt die Reinlichkeit, besonders in der Wäsche.“

An einer andern Stelle heißt es: „Der Hamburger ist die ganze Woche in seinen Geschäften, als wenn er ums Tagelohn arbeiten müßte. Das beständige ernstliche Nachdenken macht den gesetzten Hamburger schon in frühem Alter stille. Er nimmt seine Kopfrechnungen überall mit.“

Endlich schreibt er auch noch bei einer andern Gelegenheit: „Der Hamburger ist ein vernünftiger Ehemann ohne übertriebene Zärtlichkeit. Er läßt seine Frau theil an seinem Glücke und Vermögen nehmen, doch seltener an seinem Handlungsgeschäfte.“

Von der Hamburgerin meldet er: „Die hamburger Bürgerfrau ist ehrbar, sie stört ihren Mann nicht, beschäftigt sich mit ihrer Haushaltung und weiblicher Arbeit, trinkt fleißig Thee, des Sonntags beobachtet sie den Wohlstand der Visiten, wobei der Quadrille- oder Trisett-, d. h. ein Spieltisch, zum Zeitvertreib herbeigeholt wird.“

Die noch heutzutage von ihren Dienstleuten geplagten Hausfrauen wird es interessiren, zu hören,

daß schon der edle Griesheim klagt, wie das Gesinde zu seiner Zeit ungenügsam und vortheilsüchtig gewesen und selten auf einer Stelle lange gut gethan. „Es isset den ganzen Tag“, schreibt er, „und der Bierkrug muß dabei stehen.“

Ueber den Wohlstand und das gute Leben in Hamburg ist viel von Griesheim und Andern geschrieben worden. Ein Buch, „Briefe über Hamburg“ betitelt, dessen Autor sich nicht genannt hat und welches 1794 erschien, aber die Verhältnisse und Zustände augenscheinlich aus frühern Tagen schildert, gibt folgendes Bild davon: „Du findest einen dem Reichthume und dem ansehnlichen Erwerbe dieser ersten Häuser der Stadt angemessenen, oft diesen übersteigenden Luxus; du findest elegante Equipagen, eine zahlreiche Bedienung, prächtig möblirte Zimmer, palastähnliche Gartenhäuser und freundschaftliche Mahlzeiten, die jeder fürstlichen und königlichen Tafel Ehre machen würden. Mitten in einer solchen Familie kannst du mehre Tage und Wochen verweilen, ohne von Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art auch nur eine Stunde leer zu lassen. Besonders ist der Aufwand der reichen Hamburger in Essen und Trinken äußerst groß, und, wenn man vielleicht Wien ausnimmt, nirgends in Deutschland so weit getrieben. Du verlässest kaum Morgens den Thee- und Kaffeetisch, so erwartet dich ein sehr delikates Frühstück mit den trefflichsten Weinen, mit englischem, holländischem oder Schweizerkäse, und bist du ein Freund vom Theetrinken, welches fast alle Ham-

burger in einem sehr hohen Grade sind, so steht auch dieser wieder um 12 oder 1 Uhr für dich da, wogegen du aber die Mittagsmahlzeit erst um 3, oft auch um 4 Uhr einnimmst. Nachmittags nach dem Kaffee wird oft wieder eine kleine Collation von Schinken, kaltem Braten u. s. w. aufgetischt, bis du endlich Abends um 9 oder 10 Uhr zur wohlbesetzten und besonders mit fremden Weinen wohlversehenen Abendtafel eilst."

Der „Patriot", eine hamburgische Wochenschrift der damaligen Zeit, schildert eine hamburger Mahlzeit in satyrischer Art folgendermaßen: „Ich zählte 18 Hauptschüsseln, wobei noch 14 kleine eingeschoben waren: in der Mitte aber ragte ein großer Aufsatz mit allerhand gefärbten Gallerten hervor, welcher zugleich anstatt einer Scheidewand diente, indem man davor die Hälfte der Anwesenden nicht sehen konnte. Die meisten Schüsseln waren pyramidenförmig angefüllt und die Speisen selbst, sowol als die Zubereitung derselben, so mancherlei, daß ich zweifle, ob Trimalchio bei seinem Feste so kostbare und verschiedene Arten aufstellen können."

Griesheim selbst berichtet: „Die Gäste haben beinahe Noth, die Anatomieverständigen zu fragen, ob es nicht möglich sei, da man Haupt- und Nebenspeisen habe, daß man sich nebst dem Hauptmagen auch einen Beimagen anschaffe. Einer kann nicht Alles tragen, und doch muß es sein, sonst beklagt sich das Haus über Verachtung. Morgens um 3 Uhr fährt Alles auseinander, die Dienstboten strecken ihre Hände aus,

um die Mahlzeit bezahlt zu nehmen, davon die Herrschaft nichts Anderes einnimmt als die Segenswünsche, daß ihre Umstände so herrlich gewesen, so vornehme Gäste zu haben, welche so wohl zu leben wissen. Das Straßenpflaster schreit indessen und die Häuser der Nachbarn schüttern, wenn die Körper in dem Wagen vorbeigerollt werden. Wer das zum ersten mal erlebt und kommt aus Neapel, der könnte vom Erdbeben einen Traum haben."

Dies ist ein ungefähres Bild von dem materiellen und geistigen Hamburg im achtzehnten Jahrhundert, dessen Literaturleben darzustellen wir uns hier zur besondern Aufgabe gemacht.

II.

Hamburgs Theateranfänge.



Daß eine Stadt wie Hamburg, deren Wachsthum und Aufschwung wir in dem vorigen Abschnitt betrachtet haben, eine entschiedene Vorneigung für theatralische Aufführungen empfinden und sich mit dieser gewissermaßen zu der Wiege des heutigen deutschen Dramas (Danzel) machen konnte, wird man leicht im Stande sein, sich vorzustellen. Hamburg war reich, wohlhabend und glücklich, ein munteres Asyl der Wissenschaften und Künste und demnach der sehr geeignete und vielfach äußerst zuträgliche Boden für öffentliche Erlustigungen und Schaustellungen, welche denn in der That auch nicht auf sich warten ließen und schon gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in den sechzehnhundertachtziger Jahren sich bereits so im Schwange zeigten, daß die Pastoren von den Kanzeln sich dagegen ereiferten und infolge dessen hier gewissermaßen das Vorspiel des Streites über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer öffentlichen Bühne abgespielt wurde. Der Dichter Elmenhorst nämlich war es, der gegen den Pastor

Reiser, welcher alle Arten von Schauspielen und alle diejenigen verpönte, „die", wie er sagte, „mit allerhand sündlicher Wohllust und mit ärgerlichen Lustspielen ihre mit verdammlicher Sicherheit eingenommenen, verblendeten und verstopften Augen und Ohren, ja gänzlich verstockte, felsenharte Gemüther und Herzen weiden und ergötzen", Oper und Schauspiel großmüthig in Schutz nahm. Aber daß, obschon ein gewisser Georg Greflinger, kaiserlicher gekrönter Poet und Notarius, in Hamburg schon **1650** Corneille's „Cid" in deutscher Uebersetzung gedruckt erscheinen ließ, der Geschmack der damaligen Hamburger Theaterfreunde noch ein ganz banaler und niedrigstehender war, geht nicht allein daraus hervor, daß auch der sonst liberale Schuppius sich dagegen erklärt, sondern noch mehr aus den Nachrichten und Schilderungen, die uns über die Belustigungen des damaligen Hamburgs aufbewahrt worden sind. Ein gerngesehenes und vielbesuchtes Schauspiel waren z. B. die Kampf- und Hetzspiele, die bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im sogenannten Grünen Jäger auf dem Hamburger Berge vorgeführt wurden. „Dort kämpften, so lange die Hetze im Flor war, Stiere mit Bären, Hunde mit Katzen; sogar der pflegmatische Esel mußte sich aus seinem duldsamen Temperament in ein entgegengesetztes hinüberzerren und durch unwürdige Zwangsmittel in das blutkostende Kampfgewirre ziehen lassen." (Schütze, „Hamburger Theatergeschichte".) Wie weit die Grausamkeit bei diesen Schauspielen ging, beweist die Nachricht, die derselbe Johann Friedrich Schütze

in der „Hamburgischen Theatergeschichte" gibt und worin er erzählt, daß man z. B. zwei Katzen mit zusammengebundenen Schwänzen und daran befestigten Schwärmern über ein gespanntes Seil gehängt, und nachdem man die Schwärmer angezündet, sich an der Angstwuth, die diese gepeinigten Thiere gegeneinander auswütheten, auf das kostbarste erlustigte.

In nicht minderm Ansehen standen die Kampf- und Fechtspiele der Handwerker, die in Hamburg besonders florirten und wobei sich in dem schon vorhergenannten Grünen Jäger die Fechtenden vor den Augen des Publikums, das sich mit drei und vier Schillingen den Eintritt erkaufte, „bis aufs Blut", wie es in den Ankündigungen heißt, herumschlugen.

Allein, so sehr es auch ausgemacht scheint oder eben weil es ausgemacht scheint, daß auch der bessere und höher gebildetere Theil der hamburger Bevölkerung sich diesen und ähnlichen Vergnügungen zuwandte, läßt sich bei dem geistigen Aufschwunge Hamburgs um jene Zeit erklären, daß Sinn und Geschmack daran nicht haften bleiben konnten. Die reisenden Hamburger und hier zeitweise oder auf immer sich niederlassenden Fremden brachten sehr bald auch die, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Italien und namentlich zuerst in Florenz erfundene und in Mode gebrachte Oper nach Hamburg. Schon im Jahre 1678 hatte Hamburg sein Opernhaus und zwar eins, das für das bestausgestattete in Deutschland gelten durfte. Der Dramendichter Barthold Feind, der im Beginn des

achtzehnten Jahrhunderts eine Menge Operntexte für die hamburger Bühne verfaßte, und mit welchem wir uns gleich ein wenig ausführlicher zu beschäftigen haben werden, sagt in der Vorrede zu einem seiner musikalischen Dramen: „Das hamburger Theatrum kann wol die mehrsten Repräsentationes zeigen, indem daselbst die Seitenscenen neunundbreißig mal können verändert werden, und ich glaube, der übrigen Mittel-Vorstellungen könnte man etliche hundert zusammenbringen.“

Ein Tempel Salomonis, der für eine Vorstellung nöthig war, erheischte eine Herstellungssumme von 15,000 Thalern und von einem Seesturme, der in einer Oper, „Heinrich der Leu“ vorkam, rühmt Feind, daß er „fast sürprenant herausgekommen sey“.

Der Hersteller dieser Decorationen wie der Errichter des ganzen Hauses war der Licenciat Gerhard Schott, ein reicher, kunstsinniger Hamburger, welcher später Rathsherr wurde, und das Haus im Jahre 1678 mit der ersten Oper, „Adam und Eva“, einer geistlichen Farce mit Musik, eröffnen ließ. Die Musik war von dem Kapellmeister Thiel oder auch Theil (die Lesarten dieses Namens sind verschieden), der Text von dem kaiserlichen gekrönten Poeten Richter.

Im ersten Acte erscheint Jehova und erschafft Adam, wie und auf welche Weise ist leider nicht angegeben. Adam beginnt sein Dasein durch ein Duett mit dem Lieben Gott. Er singt:

> Himmel, Erde, Thiere, Meer,
> Ja, des großen Gottes Heer!

Was bekomm' ich ins Gesicht?
Leb' ich oder leb' ich nicht?

Worauf Jehova erwidert:

Ja, lebe denn, du Bild nach unserm Willen,
Du Muster aller Tugend,
Du Greis bei früher Jugend u. s. w.

Dann wird zum Schlusse des ersten Acts Eva erschaffen; es ist auch hier leider nicht angegeben, wie man dies Kunststück auf der Bühne dem Lieben Gott nachgeahmt.

Im zweiten Act macht Lucifer mit den andern Teufeln einen Bund, um sich wegen seiner Verstoßung zu rächen. Er ruft sie zu diesem Zwecke in einer fürchterlichen Baßarie aus den Schlünden der Hölle mit folgenden Worten hervor:

Ihr Helden heraus
Mit Rache und Graus;
Seyd eilig, nicht faul,
Merkt auf und haltet das Maul.

Im dritten Acte wird die Geschichte mit der verbotenen Frucht abgespielt und hier singt Eva, um Adam zum Mitgenuß zu verleiten:

Iß nur, mein Schätzchen, es schadet dir nicht;
Iß nur, es stärket das blöde Gesicht.
Glaube, es wird uns noch geben
Die Frucht ein ewiges Leben.

Adam, indem er von der Frucht genießt, singt:

Der Schmack ist gut und mein! (Ausruf für ach!) wer brachte
Mein Kind dazu, daß sie sich machte
An diesen edlen Baum?

Und als Eva hierauf antwortet: „Die Schlange“, seufzt er gleich:

O weh, o weh, da wird mir bange!

Im vierten und letzten Act wird das arme, unselige erste Menschenpaar durch einen Engel mit „einem gewaltigen Schlachtschwert“ aus dem Eden hinausgetrieben und nachdem sich darauf der Schauplatz in ein wüstes mit Dornen besäetes Feld verändert hat, erscheint schließlich „in einer sonderlich hellen Maschine“ Salvator, um die um Erbarmen flehenden Sünder zu begnadigen.

Dieser Oper folgten noch andere in derselben Art, darunter „La Gierusalema liberata“, „Die Geburt Christi“; aber auch schon „Heinrich der Löwe“, „Störtebeker“, „Der Tod des großen Pans“, „Die verkehrte Welt“, ein „Don Quixote“ und ein Lokalstück, „Die hamburger Schlachtzeit“. Nach einer Angabe des Musikdirectors Matheson wurden in der Zeit von 1678—1728 200 neue Opern gegeben, und daß dies möglich, begreift man, wenn man die Fruchtbarkeit der damaligen hamburgischen Kapellmeister ins Auge faßt. Reinhard Keiser, ein geborener Sachse, der aber schon in früher Jugend nach Hamburg kam, dort das Orchester leitete und von Hasse als einer der größten Tonkünstler geschätzt wurde, welche auf der Erde gelebt, componirte in Hamburg allein 116 Opern. Der Kapellmeister Telemann, ein geborener Magdeburger, welcher 1767 in Hamburg starb, setzte für Hamburg allein 35 Opern und daneben zählte man 1740 noch außerdem etwa

600 Ouvertüren von ihm. Zelter, der seiner rühmend erwähnt, gibt von ihm an, daß, wenn er auch nicht, wie Rameau, eine Nummer der „Harlemer Zeitung" mit allen Anzeigen der berühmten Blumenzwiebeln, des holländischen Käses und der Todesnachrichten componirte, so doch behauptete: ein ordentlicher Componist müsse den Thorzettel in Musik setzen können.

Unter ihm und dem vorherigen Componisten bildete sich der vorhingenannte Matheson, der hauptsächlich als musikalischer Schriftsteller jener Zeit bekannt, und sodann der berühmte und große Georg Friedrich Händel, der 1684 zu Halle geboren, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Hamburg kam, sich hier unter Keiser in seiner Kunst zu vervollkommnen. Nachdem dieser sich wegen Schulden hatte aus dem Staube machen müssen, trat Händel an seine Stelle, der diese Auszeichnung, wie die Sage erzählt, beinahe mit dem Leben bezahlt hätte. Ein Mitbewerber um diese Stelle, ein junger Italiener, nach Andern Matheson selbst, heißt es, habe dem Begünstigten in einem dunkeln Theatergange den Degen auf die Brust gesetzt und sie nur darum nicht durchbohrt, weil Händel eine seiner Partituren auf dem Herzen trug und diese den Streich parirte. Er componirte in Hamburg die Opern „Almira", „Nero", „Florinda" und „Daphne" und lernte hier den Prinzen Johann Gaston de Medicis, der sich damals in dieser Stadt aufhielt, kennen und wurde von diesem veranlaßt, ihm nach Italien zu folgen, von wo aus sich sein Ruhm bald über die ganze Welt verbreitete.

Burney, jener englische Musikdirector, welcher, wie wir schon in dem vorigen Abschnitt erwähnt, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Deutschland, Frankreich und Italien bereiste, rühmt in seinem Tagebuche von ihm, „daß er in den Instrumentalsätzen seiner Chöre, wie in der vollstimmigen Kirchenmusik selbst den Italienern überlegen ist“. Wenn er aber, wie nicht zu leugnen, diese Ueberlegenheit wirklich besitzt, so ist nicht ohne Grund anzunehmen, daß die Schule in Hamburg zur Erlangung derselben Einiges beigetragen. Und nach Hasse's Ausspruch über Keiser ist dies mit entschiedener Wahrscheinlichkeit anzunehmen, wie denn überhaupt einmal aus der Heranziehung trefflicher Componisten und dann aus der Erzeugung eigener, maßgebender und auf neue Bahnen lenkender Tonsetzer auf ein gesundes und glückliches musikalisches Wesen in Hamburg mit allem Fug zu schließen ist.

Nach Zelter ist zu Händel's „Messias“ auch hier in Hamburg zuerst der Grund gelegt worden. In seiner derben, compacten Weise läßt er sich folgendermaßen darüber aus: „Die christlichen Hauptfeste gaben zu Händel's Zeit den Componisten Gelegenheit, biblische Verse für alle Evangelien in Musik zu setzen, woraus die schönsten Einzelnheiten entstehen mußten. Händel, der Geschmack und Herz genug hatte, die infamen Kirchentexte der Brockes, Picander und Anderer, woran er selbst, Bach, Telemann sich abarbeiten müssen, abzuwerfen, sammelte endlich die Chöre, welche sich auf das Leiden beziehen, in ein Convolut, ließ sich

von irgend einem gescheidten Manne die Haken und Ringe dazwischen machen, wenn er's nicht selber that, und so ist ein cyklisches Werk hervorgegangen, das ich mir in vier oder fünf Theile zerlege." Uebrigens führt Zelter auch an, daß Telemann 1681 geboren und 1767 gestorben sei.

Hasse, der Gatte der berühmten Faustina, war in Bergedorf bei Hamburg geboren und gehört entschieden mit in jene Periode hinein. Burney rühmt von ihm, daß er „als Componist der natürlichste, eleganteste und einsichtsvollste und zugleich der, der am meisten geschrieben. Gleich Freund der Poesie und der Stimme, zeigt er ebenso viel Beurtheilung als Genie, sowol im Ausdrucke der Worte, als in Begleitung der lieblichen und zärtlichen Melodien, welche er den Sängern gibt. Er betrachtet beständig die Stimme als den Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit auf der Bühne, und unterdrückt sie niemals durch ein gelehrtes Geschwätz mannichfaltiger Instrumente oder arbeitender Begleitungssätze; vielmehr ist er immer darauf bedacht, ihre Wichtigkeit zu erhalten, gleich einem Maler, welcher der Hauptfigur in seinem Gemälde das stärkste Licht gibt."

Das Bild, welches Burney von Hasse's Persönlichkeit entwirft, charakterisirt so ganz den Hamburger jener Zeit, daß wir uns nicht enthalten können, es hier einzuschieben.

„Hasse", sagt er, „ist lang von Person und fast dick von Körper; man sieht ihm an, daß er in seiner

Jugend von dauerhafter Gesundheit und angenehmer Figur gewesen sein muß. Aus seinen Blicken leuchteten Edelmuth und ein gutes Herz. Er war ungezwungen, vernünftig und gar nicht zurückhaltend im Gespräch. Man findet an ihm weder Pedanterie, Hochmuth, noch Künstlervorurtheile. Er sprach von keinem Menschen Böses, vielmehr ließ er den Geschicklichkeiten verschiedener Componisten, die gelegentlich genannt wurden, Gerechtigkeit widerfahren; und selbst dem Porpora, der freilich anfänglich sein Lehrer, aber nachher mehr und mehr sein Gegner geworden ist."

Man sieht, dies war das Benehmen und Wesen eines wahrhaft freien Reichsstädters, und welchen Reiz und eine wie lockende Anziehungskraft dieses für Künstler damals hatte und wol auch noch haben würde, beweist Karl Philipp Emanuel Bach, welcher aus der Kapelle Friedrich's des Großen schied, um 1767 nach Hamburg an Telemann's Stelle zu gehen. Dieser Bach, der zu Burney's Zeit Hamburgs einziger Tonkünstler war, aber dafür, wie Jener meint, auch für eine ganze Legion gilt, ist als der Vater der deutschen Claviercomposition und gewissermaßen als der erste Virtuose auf diesem Instrumente anzusehen. Burney behauptet, „daß er nicht nur der größte Componist für Clavier, der jemals gelebt, sondern auch, im Punkte des Ausdrucks, der beste Spieler sei".

Man darf nur hören, was Bach in dieser Beziehung über sein Verhalten und Ziel in dieser Kunst selber äußert, um das Lob Burney's nicht übertrieben zu finden.

„Mein Hauptstudium", sagt er in seinem Lebensabriß, „ist besonders in den letzten Jahren dahin gerichtet gewesen, auf dem Clavier, ohngeachtet des Mangels an Aushaltung, soviel als möglich sangbar zu spielen und dafür zu setzen. Es ist diese Sache nicht so gar leicht, wenn man das Ohr nicht zu leer lassen, und die edle Einfalt des Gesanges durch zu vieles Geräusch nicht verderben will. Mich däucht, die Musik müßte vornehmlich das Herz rühren, und dahin bringt es ein Clavierspieler nie durch bloßes Poltern, Trommeln und Harpeggiren, wenigstens bei mir nicht."

Nachdem wir hier die Musik in Hamburg aus den Theateranfängen heraus bis zu ihren Höhen und Glanzpunkten in dem zu schildernden Jahrhundert verfolgt, kehren wir zu jenen zurück, um anzuführen, daß unter den Operndichtern jener Zeit, dem Pastor Elmenhorst, dem Rechtsdoctor Lucas von Bostel, Hunold, Bressant und Andern, die alle dem Lohenstein'schen Geschmacke huldigten und sich im lächerlichsten Bombaste spreizten, neben dem hamburger Licenciaten Christian Heinrich Postel, als der hervorragendste, der vorhin schon erwähnte Barthold Feind gelten muß.

Von vielen Literarhistorikern und auch von Gervinus wird Postel Feind vorgezogen, dies möglicherweise nur darum, weil der Letztere sich auf den Erstern bei seinen Arbeiten beruft und ihn auf das Ausbündigste lobt, sich also gewissermaßen selbst unter ihn stellt und sich von ihm abhängig macht. Postel hat nun freilich in der That, wie z. B. in seiner „Iphigenia", in wel-

cher sich ein Hinneigen zu Euripides zeigt, das Beste und Höchste geleistet, was die Lohenstein'sche Schule in diesem Genre zu leisten vermochte, wir aber halten uns hier trotzdessen nichtsdestoweniger doch an Feind, weil dieser, abgesehen davon, daß er in mehren seiner Productionen Postel nahe kommt oder auch gleich mit ihm steht, durch eine gewisse kritische Einsicht, durch eine Sehnsucht nach dem Bessern und eine Art von Ahnung, von welcher Seite dies uns kommen könne, über Jenen weit hinausragt.

Als Schott gestorben war, verlor Postel, nachdem er durch den „Tod des großen Pan" den Heimgang seines genialen Protectors gefeiert hatte, die Lust an dem musikalischen Schauspiel in einem so vollständigen Grade, daß er sich ganz davon zurückzog und sich auf das Epos warf, um da der allerdings steife und lächerliche, aber doch immerhin bemerkenswerthe Vorgänger Klopstock's zu werden. Feind, der nicht ohne gerechtes Bedauern sein Vorbild im Dramatischen sich von der Bühne abwenden sah, empfand einen so mächtigen Schmerz darüber, daß er seine Zeit das sterbende Säculum der Poeten nannte und nun nur um so bitterer über die einreißende Verschlechterung des Geschmacks klagte, der er nicht mehr wehren konnte.

Näher auf ihn eingehend, haben wir zu berichten, daß er 1678 geboren und Licenciat der Rechte in Hamburg, ein ziemlich unruhiger, pasquillsüchtiger Kopf gewesen sein muß, denn wir finden von ihm angegeben, daß seine Schriften zwei mal vom Henker verbrannt,

er selbst aus der Stadt verwiesen, in schwedische Dienste trat und schließlich wegen verschiedener, gegen die Krone von Dänemark geschriebener Werke zu Rendsburg festgesetzt ward. Seine Schriftstellerei ist eine außerordentlich vielseitige und mannichfache und heutzutage nicht ganz mehr zu übersehende. Er hat politische, gelehrte und auch wieder rein poetische Werke geschrieben; Werke, von denen die letztern ein entschieden sehr bedeutendes Talent erkennen lassen. Daß er ein Mann von großen Kenntnissen, bewandert in den classischen Sprachen und außerdem auch Italienisch, Spanisch und Französisch verstand, liegt aus seinen Schriften zutage. Wenn er sich leider auch nach Postel gebildet und viele von dessen und seiner Mitstrebenden Abgeschmacktheiten nachahmt, so sind dadurch in ihm ein gewisser Sinn für das Bessere und Höhere und besonders eine leichtere und elegantere Diction doch nicht ganz erstickt und verschüttet worden. Wichtig ist, daß er der erste Deutsche ist, der den „berühmten englischen Tragiker Shakspeare kennt und lobend erwähnt". (Gervinus.)

In der Vorrede zu seinem Buche „Deutsche Gedichte, bestehend in musikalischen Schauspielen, Lob-, Glückwünschungs-, verliebten und moralischen Gedichten, ernst- und scherzhaften Sinn- und Grabschriften, Satyren, Cantaten und allerhand Gattungen, sammt einer Vorrede von den Temperaments- und Gemüthseigenschaften eines Poeten, und Gedanken von der Opera", 1708 zu Stade erschienen, klagt er rührend darüber: „daß in Hamburg die üble Gewohnheit eingerissen, daß

man ohne Arlechin keine Opera auf den Schauplatz führt, welches wahrlich die größte Bassesse eines mauvais goût und schlechten Esprit des Auditorii an den Tag legt. Was bei der ganzen politen Welt für abgeschmackt und ridicul erscheint, findet daselbst die größte Approbation." In dem einen seiner Stücke geht er so weit, von dem Lustigmacher seinem Publikum ins Gesicht singen zu lassen:

Und sind die Opern noch so schön,
Wenn Arlechino nicht
Sein Amt dabei verricht',
So können sie doch nicht bestehn.
Ein Thor muß seinesgleichen sehn,
Und sind die Opern noch so schön!

Man kann aus dieser Klage am Besten ersehen, wie grob und unentwickelt der hamburger Theatersinn damals noch gewesen, und wenn wir kurze Zeit darnach gerade Hamburg zu dem Boden geworden sehen, auf welchem in Deutschland Shakspeare und Goethe mit dem „Götz von Berlichingen" zuerst die Bretter betreten, so wird uns dies den Beleg liefern können, wie viel Bildung und geistige Intelligenz hier eben zusammengetroffen und gewirkt haben mußten, um eine so rasche Umwälzung in der Geschmacksrichtung möglich zu machen.

Barthold Feind aber, so wenig geläutert er auch in seinen dramatischen Bestrebungen erscheint und so locker und ungefügig sich hier und da auch die Conception seiner Stücke ausnimmt, darf dennoch zu den ersten Förderern derselben gerechnet werden. Er hob

sie doch aus dem Gröbsten heraus und lenkte sie, wenn auch mit plumper Hand, dennoch mit Nachdruck auf höhere, geschichtliche Aufgaben hin. Er schrieb: „Die römische Unruhe, d. h. der römische Aufstand oder die edelmüthige Octavia", in Hamburg zum ersten male gegeben am 5. August 1705; dann: „Die kleimüthige Selbstmörderin Lucretia oder die Staatsthorheit des Brutus", in Hamburg zum ersten male aufgeführt am 23. November desselben Jahres; ferner: „Masagniello furioso oder die neapolitanische Fischerempörung", zum ersten male dargestellt in Hamburg im Juni 1706. Außerdem sind noch von ihm vorhanden: „La constanza sforzata, die bezwungene Beständigkeit, oder die listige Rache des Sweno" und „L'amore ammalata die krankende Liebe oder Antiochus und Stratonika".

Das letztere Stück, von welchem der Autor angibt, daß er es in französischer Manier abgefaßt habe, „indem insgemein doch nur lauter wollüstige Leute in die Opera gehen, welche mehr an Rejouissancen und languissanten Passages als traurigen Begebenheiten ihr Vergnügen suchen", ist nicht nur geläuterter als die übrigen, sondern auch dem Stoffe nach eine würdige und glückliche Unternehmung. Antiochus, Sohn des Königs Seleucus aus einer ersten Ehe und dessen Thronfolger, verliebt sich in seine Stiefmutter Stratonika und zehrt sich in seiner verschwiegenen Leidenschaft der Art auf, daß er dem Tode nahe kommt. Der Vater, der seinen Sohn außerordentlich liebt und in ihm den Stolz und Ruhm seines Reiches sieht, bemüht

sich umsonst, den Grund seines Leidens zu entdecken. Endlich gewahrt ihn der als Arzt und Zauberer herbeigerufene Erasistratus, der den alten Seleucus zu prüfen vorgibt, daß Antiochus in seine, des Erasistratus Gattin, verliebt sei. Da der König nun in ihn dringt, zurückzustehen und sie dem Prinzen zu überlassen, fragt Erasistratus: ob das Seleucus an seiner Stelle auch wol thun würde und als dieser das mit Feuer und Nachdruck bejaht, ruft er endlich: „So thu' es, König, denn der Prinz liebt deine eigene Gemahlin." Wirklich tritt der König denn auch zurück und zwar zumeist, wie er sagt, aus Staatsrücksicht und zu dem Zwecke, seinem Lande einen jungen, kräftigen und edelmüthigen Herrscher zu erhalten.

Dieser Stoff könnte noch heute für jeden Dichter eine angemessene und würdige Aufgabe sein. Auf die übrigen, zum Theil aus der allgemeinen Geschichte bekannten oder minder ansprechenden, wollen wir uns hier nicht weiter einlassen, aber zum Beweise, wie Feind's Verse oft durchaus nicht schlecht, sondern vielmehr schwungvoll und für die damalige Zeit wol gar anmuthig und elegant zu nennen sind, mögen folgende angeführt werden. Die Octavia z. B. eröffnet Nero mit den Worten:

Vom kalten Angelstern bis an Canopus' Hügel
Schwingt unser Adler seine Flügel.
Wo Titan's frühes Morgenlicht
Für Jovis Allmacht muß erröthen,
Wenn er beschämt der Lüfte Dämmrung bricht;
Wo Cynthia aus Ehrfurcht scheint erblaßt,

Und wo Olympus' Wolkenlast
Des Atlas Stützen hat vonnöthen,
Sei mir ein Denkmal aufgericht't.

Viele seiner Arien könnten noch heute in Opern vorgetragen werden, und würden auch mit den modernsten Texten den Vergleich aushalten, z. B.:

Kann dich mein Arm umschließen,
Ich meine Schöne küssen,
So steht mein Geist in Ruh.
Wo süße Lippen scherzen,
Spricht Amor einem Herzen
Der Freude Labsal zu.

Oder:

Kehre wieder,
Mein Verlangen,
Meine Seele seufzt nach dir!
Eilt zurücke,
Schönste Blicke,
Weil ihr mir
Allzu frühe seyd entgangen.
Kehre wieder,
Mein Verlangen,
Meine Seele seufzt nach dir!

Couplets, wie die folgenden, die das Leben eines Modeherrn schildern, sind im Stande, manche in unsern heutigen Possen zu beschämen.

Sempron, ein braver Cavallier,
Er steht nicht gar zu weit von hier,
Ist bei den Mädgens wohlbekannt,
Und lebt manierlich und galant.

Hört, wie er seine Zeit zubringt:
Er pfeift, er tanzt, er spielt, er singt,

Er ißt und trinkt, er geht und fährt
Und, weil er reich, wird er geehrt.

Die Glocke schlägt schier immer Zehn,
Eh' er wird aus dem Bett' aufstehn,
Dann ist die Chocolad' bereit;
Um eilf Uhr ist er angekleid't.

Er geht Visiten bis um Ein,
Dann muß der Tisch gedecket seyn,
Drauf speist er bis um Glocke zwei,
Liest im Kalender bis um Drei.

Er tanzt hernach von Drei bis Vier,
Dann kommt die Kutsche vor die Thür
Und bringt ihn in die Opera.
Was macht nun unser Herr allda?

Er spricht französ'sch avec bon aire
Ma foi, parfait et tout entière,
Il juge quelquefois et sottement,
Daß Liesgen fast nichts hören kann.

Vom Singspiel fährt er auf den Schmaus
Und kommt vom Schmaus bezecht nach Haus,
Von da ins Bett und schläft darauf:
Das ist sein ganzer Lebenslauf.

Daß seine musikalischen Dramen aber auch wahrhaft drastische und großartige Momente aufweisen, wollen wir mit einem Auftritte aus der „Lucretia" belegen, worin Tarquinius den edelmüthigen Turnus unschuldig hinrichten läßt. Bei dieser Hinrichtung ist Tarquinius mit seinem ganzen Hofe zugegen und hier sind einige Momente, denen eine gewisse dramatische Großartigkeit nicht abzuleugnen ist. Turnus wendet sich da unter Anderm an Tarquin und spricht:

Wenn ich vom Pöbelvolke wäre,
So würd' ich deine Wuth verklagen,
Und also zu dir sagen:
Du Bluthund, Mörder, Henker, du Tyrann,
Bist du am Kaukasus erzogen?
Hast du am Styx den Basilisk gesogen?
Bist du der Leoparden Frucht?
Der Löwen, Bär' und Krokodillen Zucht?
— — — — — — — — —
Das arme Blut, das du vergossen,
Davon die Tyber roth geflossen,
Ruft Rach' und Zeter über dich.
So spricht das Pöbelvolk. Nun höre mich:
Für meinen Tod wünsch' ich dir langes Leben,
Für deine Wuth des Himmels Güte,
Und deine Schuld will ich dir gern vergeben.

Als davon ungerührt Tarquin ihn dennoch zum Tode abführen läßt, entreißt Cornelia, des Turnus Frau, einem Häscher das Schwert und stürzt mit den Worten:

Eh' dieses soll geschehen,
Soll Rom dich selbst, du Bluthund, stürzen sehen!

auf den König zu. Allein Turnus entwindet ihr das Schwert, indem er sagt:

Worzu verleitet dich die Wuth.
Besudle dich nicht mit gekröntem Blut!

eine Wendung und ein Abgang, welcher entschieden noch heute Glück machen und an vielen Orten dem Darsteller den enthusiastischesten Beifall eintragen würde.

Nach Schott's Tode, der 1702 erfolgte, um auf die hamburger Theaterunternehmung im Allgemeinen

uns anbahnte und so gewissermaßen der Vater des modernen Dramas geworden ist.

Ohne diese freilich glückliche und gewissermaßen nothwendige Ablenkung aber, die wir später noch näher zu erörtern haben werden und welche besonders und entschieden eben von Hamburg nicht nur ausging, sondern hier auch feierlichst proclamirt und ausgefochten wurde, ohne diese Ablenkung würde, wie gesagt, Georg Behrmann ohne Zweifel, wie er jetzt der Abschluß einer Schule ist, der erneuerte und grandiosere Aufschwung einer solchen gewesen sein. Indessen, auch als dieser Abschluß kann und darf er uns von Interesse sein, einmal, weil er die Richtung, die er repräsentirt, auf ihrer glanzvollsten Ausbildung und Höhe zeigt und dann, weil wir in seinen Stücken das edle, freie und große Bürgerbewußtsein ausgeprägt finden, von welchem damals Hamburg beseelt war. Wie auf den lang und stolz dahinwogenden Versen Racine's sich der Geist des französischen Königthums wiegt, so wiegt sich in den nicht minder breiten und erhabenen Alexandrinern Behrmann's die Seele eines echtdeutschen freireichstädtischen Bürgerthums, eines Bürgerthums, das damals so anerkannt wurde und allgemeine Zustimmung in Hamburg hatte, daß man „Timoleon der Bürgerfreund“ am 28. November 1735 dem Senate zu Ehren gab.

III.

Georg Behrmann, Konrad Eckhof und Johann Friedrich Löwen.



„Timoleon, der Bürgerfreund“ behandelt den aus der Geschichte des Alterthums bekannten Tyrannen Timophanes zu Korinth, den sein eigener Bruder Timoleon ermordet, um die Freiheit der Stadt wiederherzustellen. Im ersten Akte der Tragödie hören wir Açradina, das Weib des Timophanes, das Loos ihres Vaters beklagen, den ihr Gatte hinrichten lassen will, weil er sich seiner Willkührherrschaft widersetzte. Aeschylus, ihr Bruder, stimmt ihr bei und beschwört den hinzukommenden Timoleon, Timophanes zu besänftigen, was dieser denn auch will, wovon Acradina ihm aber abräth, weil sie meint, er werde, wie sie nichts ausrichten und nur sich selbst verderben. Auf diese Ermahuung entgegnet Timoleon:

Was? Soll ich meiner schonen,
Da Bürger in Korinth für ihn nicht sicher wohnen?
Ich gönne der Gewalt nun ferner keinen Platz.

Demaristia, die Mutter des Timoleon und des Timophanes, welche bei dieser Unterredung auftritt,

giebt Acradina Recht und bedingt sich aus, den Vortritt bei dem Tyrannen zu haben, der ihr der minder geliebte Sohn, aber doch immer ihr Sohn ist.

In der folgenden Scene, in welcher diese Unterredung selbst stattfindet, sucht Demaristia den Tyrannen dadurch zu erweichen, daß sie ihn daran erinnert, wie Timoleon ihm einst in der Schlacht das Leben gerettet, und wie er nichts als die Größe und Freiheit seines Staates wolle. Das aber empört eben den Tyrannen am meisten, und mit dem Ausspruche, daß er auch den Bruder nicht schonen werde, wenn dieser in seinem Trotze gegen ihn verharre, geht er, den Akt schließend, ab.

Im zweiten Akte erzählt Aeschylus der Schwester, wie er den gefangenen Vater gefunden und dieser zu ihm gesagt habe:

Ich will ehrwürdig sein, kein Bürger soll mich hassen,
Verräth'risch sterb' ich nicht, Sohn, ich will treu erblassen.
Wer Ehr' erlangen will, muß Furcht und Schande fliehn.
Ich will nichts Sträfllich's thun, mich nicht der Pflicht entzieh'n,
Der Pflicht, wozu mein Eid der Bürger mich verbindet,
Der Pflicht, die man zwar lehrt, allein weit mehr empfindet.
Erweckt mein Beispiel dich, sprichst du Tyrannen Hohn,
So bist du meiner werth, so folgst du mir, mein Sohn.
Nicht Henker und nicht Beil macht mich von Freiheit weichen,
Ich kann nie rühmlicher, als für den Staat erbleichen.

Uebrigens, versichert Aeschylus zum Schluß, hoffe der Vater so gut wie er und sie selbst auf den Einfluß des Timoleon, den mit Timophanes auszusöhnen Demaristia nun noch einen zweiten Versuch macht. Als der Letztere gegen die Bürger eifert, und meint, daß diese

gegen Alles anschrieen, immer in Zwietracht wären und sich gegen alle Größe sträubten, entgegnet sie, daß die keine Bürger seien, welche er da schildere,

Ein wahrer ist nur der, der stets zurücke setzt,
Was Amt, Gewissen, Eid, Rath, Volk und Staat verletzt;
Der nimmer herrschen will, nur auf Befehl regieret,
Und, wenn er endlich muß, sein Amt mit Zittern führet;
Der, wenn er Richter ist, den Schuldigen beklagt,
Und ihm, indem er straft, nie Rath und Trost versagt;
Der willig übersieht, wenn man aus Schwachheit fehlet,
Und, wenn es Bosheit ist, die schärfste Strafe wählet;
Der Wohlfahrt, Ruh' und Fleiß dem Staate willig schenkt;
Der frei und redlich spricht, und frei und redlich denkt;
Der Schätze nie für sich, nur für den Staat erspart,
Der, wenn die Noth es heischt, sie nicht aus Geiz bewahrt;
Der, was er auch erwirbt, der Vaterstadt erwirbet;
Der für die Bürger lebt und für die Freiheit stirbet.
Wie sicher, wie beglückt, wie ruhig ist der Staat,
Dem nicht ein Fürst befiehlt, der freie Bürger hat!

Von dieser Auseinandersetzung wird Timophanes einigermaßen bewegt, so daß er sich entschließt, den Timoleon zu hören; allein da die Unterredung zwischen Beiden statt den Zwiespalt zu beseitigen, denselben nur immer klaffender macht und der Tyrann nun gegen Alle noch mehr und stärker wüthet, so sieht Timoleon, von seinen Freunden gedrängt, wohl ein, daß hier zur Rettung des Staates das Aeußerste geschehen und Timophanes fallen müsse.

Nachdem im dritten Akte noch ein mal die erdenklichsten Mittel zur Versöhnung vergeblich angewendet worden, wird im vierten die Verschwörung gegen das Leben des Tyrannen zur Reife gebracht und von Ti-

moleon zum Schluß die Mordwaffe vertheilt, durch welche Timophanes fallen soll.

Im fünften Akt ist dieser Fall bereits geschehen und nun zeigt sich auf der Bühne einer der dramatischsten und wirksamsten Auftritte, welche jemals darauf zur Anschauung gebracht worden sind. Demaristia, bis dahin ganz Bürgerin, vergißt nun auf einmal Glück und Freiheit des Vaterlandes, um ganz nur Mutter zu sein. Timophanes, den sie lebend als Tyrannen hassen und verwünschen mußte, wird nach seinem Tode ihr heißgeliebter Sohn, um dessen Ermordung sie Timoleon fluchen muß. Dieser so erklärliche und natürliche Umschwung in dem Charakter dieser Frau ist ein Moment nicht nur von der ergreifendsten Wirkung, sondern auch vom wahrhaftesten tragischen Pathos.

Daß übrigens diese Tragödie daneben alle die Fehler und Mängel hat, die wir an den ähnlichen Stücken der alten französischen Schule auszusetzen haben, versteht und ergiebt sich zum Theil schon aus unserer Inhaltsangabe von selbst. Im Allgemeinen ist zu wenig dramatischer Vorgang und schon deswegen keine eigentliche Katastrophe darin, weil die Handlung wie bei Corneille und Racine ganz außer dem Rahmen des Schauspiels liegt. Das Fortrücken in der Abwickelung ist ein sehr langsames und die Erzählung und die bloße Recitation zu weitschweifig und breit. Die ganze Gesinnung und der Gedankengehalt aber, aus denen heraus das Stück geschrieben worden ist, sind von einer so imposanten Würde und einem so massiven Werthe, daß ihm unter allen Umständen

und Verhältnissen ein Platz in der Geschichte des deutschen Dramas bleiben muß.

Das Nämliche ist von den „Horaziern“ zu sagen, die schon 1733 gegeben wurden und welche zeitgenössische Kritiker des Autors weit unter den „Timoleon“ stellen, denen wir selbst aber uns versucht fühlen möchten einen beinahe höhern Rang einzuräumen. Allerdings hatte Behrmann hier das gleiche Stück von Corneille zum Vorbilde, aber dieses Vorbild darf nicht nur für erreicht, sondern sogar für übertroffen angesehen werden. Nicht nur ist die interessante Geschichte von dem deutschen Dichter aus bessern Quellen studirt, sondern auch durchaus drastischer und conciser für das Drama verwerthet worden, als es von dem französischen geschehen. Weder Behrmann's eigenes späteres Stück, noch „Die Horazier“ von Corneille haben die kompakte Fassung und die gedrungene, feste Form, die wir hier erblicken.

Die Exposition des ersten Akts zeigt uns Horaz den Sohn, mit Sabina, der Schwester des Curiaz vermählt, welcher Letztere wiederum der Verlobte von Camilla, der Schwester des Horaz ist. Die Horazier sind Römer, die Curiazer gehören dagegen nach Alba, mit welcher Stadt sich Rom eben im Kampfe befindet. Um diesen nicht langwieriger und aufreibender zu machen, als er bis dahin schon gewesen, wird von beiden Seiten beschlossen, ihn durch einen Wettkampf zwischen drei Römern und drei Streitern aus Alba austragen zu lassen. Um dies zu thun, wählt man von Seiten der

Römer die drei Söhne des Horaz und von Seiten Albas die drei Curiazier, welche schließlich erliegen und dem einen Horaz, dem Gatten der Sabina, siegreich das Feld überlassen. Das Stück schildert die verschiedenen Empfindungen der mehr oder minder an dem Wettkampfe Betheiligten, und zwar geschieht dies mit einer Meisterschaft, die auch des größten Dichters nicht unwürdig wäre. Sabina, die ganz nur Liebe zu ihrem Horaz athmet und sanft und hingebend ist, contrastirt auf das Schärfste mit Camilla, die ganz Römerin, auch in ihrem Gefühl zu dem Curiazier ganz und durchaus heroisch ist. Der alte Horaz ist ein Held aus dem Gusse des alten Brutus und des alten Cato; die Mutter der Curiazier, eine große und hehre Erscheinung der classischen Zeit und dabei voller Weiblichkeit und zarter Empfindung, documentirt sich als die wahre Mutter der Sabina. Horaz, der Jüngere und der eine Curiaz, mit denen wir es in dem Stücke zu thun haben, überbieten einander in Großherzigkeit und Edelmuth, wie dies die rührende Abschiedsscene beweist, die zwischen ihnen stattfindet und welche ähnlichen Shakspeare's an die Seite gestellt werden kann. Sie lautet folgendermaßen:

Curiaz:

Noch ist es mir erlaubt, dich, Herr, als Freund zu küssen;
Bald aber werd' ich dich als Feind verfolgen müssen.
Du kennst mein Schicksal schon, wozu es mich bestimmt,
Und was für Albens Wohl mein Eifer unternimmt.
Ich komm' und kann mich nicht der schwersten Pflicht entschlagen,
Das letzte Lebewohl dir, Herzensfreund, zu sagen.

Wenn dich mein Arm versucht, spricht doch mein Herz für dich.
Das Opfer muß geschehn; du bist es oder ich!

Horaz, der Sohn:

Der Staat, durch Krieg geschwächt, sucht Schutz bei unsern Waffen,
Und unser Blut allein kann ihm nur Ruhe schaffen.
Er ruft uns, und wer kann dem Rufe widerstehn?
Er wählt, und wählet uns, wir sind's, wir müssen gehn
Und unsre Pflicht vollziehn, die Freundschaftsstimme dämpfen,
Nicht hören, wenn sie schreit, und Helden sein und kämpfen.

Curiaz:

Der Held bleibt doch ein Mensch. Er dämpft die Freundschaft nur
Und überwindet nicht die Kräfte der Natur.
Wer von uns Beiden siegt, wird sich unmenschlich scheinen
Und den entleibten Held als seinen Freund beweinen,
Und Rom und Alba wird an ihm den Sieger sehn,
Dem Thränen bei dem Muth auf blassen Wangen stehn,
Der sich des Vortheils rühmt und doch das Glück verfluchet,
Das ihm den Freund entführt, den er, als Bruder, suchet.

Horaz:

Es schweige denn in uns solange nur der Freund,
Bis sich der Staat erfreut, bis sich der Held beweint.
Die Pflicht, die uns belebt und die wir ganz empfinden,
Verbindet uns, wozu nur Helden sich verbinden.
Wie spät verzieht sich noch der Kampf, die Prüfungszeit?
Erwarte deinen Feind von meiner Tapferkeit.
Wie sich kein Krieger säumt, den Muth und Glück begleiten,
So eilen du und ich, die Wahlstatt zu beschreiten.

Curiaz:

So komm' und folge mir vor das Capenathor,
Und eile, wie du willst, du kommst mir nicht zuvor.
Daselbst erwart' ich dich, da soll sich's offenbaren,
Wie treu wir unser Blut vergießen und ersparen.
Man wartet schon auf uns, des Kampfes Stund' ist nah.

Und wenn Suffez nur winkt, steh' ich zum Angriff da
Und mehre meinen Muth, wie du den Eifer mehrest
Und kämpf, und wehre mich, wie du kämpfst und dich wehrest,
Und bin dein Held so lang, als du mein Gegner bleibst,
Und tödte dich gewiß, wenn du mich nicht entleibst.

Als der letzte Curiaz, der Verlobte Camilla's, erlegen und Alles im Triumph und Jubel über diesen Sieg erscheint, schließt Diese das Stück mit einer furchtbaren Verwünschung über Rom in folgenden Worten ab:

Und ich will alle Welt und Höll' und Götter bitten,
Daß sie durch Krieg und Mord Roms sichern Staat zerrütten;
Daß Bürger ihre Lust nur am Verrathe sehn;
Daß Römer ohne Schutz, als Sclaven untergehn;
Daß die Rebellen sich durch junge Frevler mehren;
Daß unsre Mütter nichts als Wüthriche gebären;
Daß Eigennützige Pflicht und Gesetz entweihn
Und sich von Straf' und Reu' noch sträflicher befrei'n;
Daß ihre Grausamkeit sich eine Macht erwerbe,
Vor der aus Angst und Furcht der letzte Römer sterbe;
Daß dir, glorsücht'ges Rom, dein heut'ges Siegsgeschrei
Der Anfang deines Fluchs und dein Verderben sei,
Damit dein Untergang noch schleuniger geschehe,
Als ich zu deiner Schand um Curiaz vergehe!
Mein Bruder mordet ihn, — und ich? Ich bleibe nach?
Für mich, für meine Wuth sei Rom und er zu schwach!
Ich eil', und will in ihm auch meinen Mörder suchen,
Und bis er mich entleibt, ihn seh'n und ihn verfluchen.'
Verwünscht, vermaledeit sei der Alban'sche Krieg,
Verflucht der Römer Glück, der Sieger und der Sieg!

Man wird billig eingestehen müssen, daß ein solches Pathos kein gewöhnliches ist und nichts mit dem jener Zuckerbäcker des Parnasses zu thun hat, die wir um jene Zeit in der Mode finden. Georg Behrmann

ist entschieden ein großes und mächtiges Talent gewesen und wenn irgend etwas ewig an ihm zu bedauern bleibt, so ist dies einzig und allein die Richtung, in die er sich geworfen sah und in welcher er sich nothwendig dem Kern der Nation in einer spätern Zeit entfremden mußte. Allein so klaffend diese Entfremdung auch ist, dennoch würden wir es nicht unangemessen finden, wenn die Hamburger Bühne bei irgend einer passenden Gelegenheit diese Stücke wieder aufgriffe und so wenigstens für die Vaterstadt das Gedächtniß an die Begabung dieses ausgezeichneten Mannes lebendig erhielte.

Ueber seine anderweitigen Lebenszustände sind leider fast gar keine Nachrichten vorhanden, und so müssen wir uns hier begnügen, anzuführen, was Hagedorn in einem Briefe an Bodmer schreibt, wo es heißt: „Behrmann ist ein vernünftiger Kaufmann, der Geschmack, Zeit und Vermögen besitzt, um der Dichtkunst obzuliegen, und alle billige Kritik seiner Gedichte mit aufrichtigem Dank erkennt." Schütze in seiner hamburgischen Theatergeschichte rühmt ihn auch als Mäcen der Künste und giebt namentlich an, daß er die Neuberin mehrfach großmüthigst unterstützt und aus den mannichfachsten Geldverlegenheiten herausgerissen habe; allein all diesem Bemühen zum Trotz vermochte sich die geniale, aber im Mißgeschick leicht gereizte und zu allerhand Unbesonnenheiten getriebene Frau in Hamburg nicht zu halten. Als sie im Jahre 1740 einem Rufe der Kaiserin Anna nach Rußland folgte, schloß

sie ihre Darstellungen in Hamburg mit einem Epiloge, der so wenig urban und schmeichelhaft für die Hamburger war, daß es ihr unmöglich wurde, diese Stadt je wieder zu besuchen.

Im Jahre 1741 kam der Direktor Schönemann mit seiner Gesellschaft nach Hamburg, welcher die komische Oper und das Singspiel auf die Bühne brachte, und überhaupt so ziemlich den Ton angab, welcher bis zur Zeit der französischen Revolution auf den deutschen Bühnen herrschend geblieben ist. Unter ihm, der ein schlichter, gerader Mann, einsichtiger Principal und im Fach komischer Bedienten und einiger sogenannten Mantelrollen ein trefflicher Schauspieler war, bildeten sich die ersten großen deutschen Schauspieler, Konrad Ernst Ackermann, Konrad Eckhof und Friedrich Ludwig Schröder, von welchen die beiden letztern berühmtesten geborene Hamburger waren.

Eckhof war am 12. August 1720 geboren. Der Vater war ein hamburgischer Stadtsoldat, der nebenbei ein Handwerk trieb und später Lichtputzer bei der Schönemann'schen Bühne wurde. Nachdem sein Sohn zuerst Postschreiber in Hamburg, dann Schreiber bei einem Advokaten in Schwerin geworden, trat er 1740 bei Schönemann zuerst als Schauspieler auf und wurde bald unter diesem der Glanz- und Stützpunkt der ganzen Gesellschaft. „Eckhof“, schreibt Schütze, „war von der Natur mit großen Talenten für die Bühne ausgestattet, und es gelang ihm, durch Nachdenken, anhaltenden Fleiß und unablässige Uebung diese Talente

mehrundmehr auszubilden. Er hatte weder vor noch neben sich ein Muster, nach welchem er sich bildete, sondern ward aus und durch sich selbst. Er war der erste deutsche Schauspieler, welcher durchaus der Natur getreu, Darsteller des Lebens mit Recht heißen konnte. Zärtliche und gutherzige Alte waren und blieben sein Hauptfach. Er suchte aus echter Kenntniß der Menschennatur, gegen den damals herrschenden Ton, Uebertreibung in Mienen und Gesten zu vermeiden. Bei der Bühne der Neuberin sah man allen Schauspielgliedern mehr oder minder von dem Zwange an, mit welchem sie Würde und Anstand, hauptsächlich in tragischen Rollen auszudrücken versuchten. Die meisten waren durch Haupt- und Staatsaktionen oder extemporirte Possen zu sehr an Unnatur und Uebertreibung in Spiel und Sprache gewöhnt; steif und affektirt, ungeachtet sich Manche durch minder übertriebenene Manier auszeichneten. Auch unter Schönemanns Schauspielern fand sich noch Mancher und Manche, die theils jenes Aktionsspiel, theils das ängstliche Kopiren der französischen Spielart unleiblich machten. Eckhof traf zuerst das wahre Maaß der Nachahmung auf der Bühne; sein sicheres, naturtreues Spiel brachte die Kunst auf einen hohen Gipfel. Ohne universell, in allen Rollen gleich groß zu sein oder sein zu wollen, faßte er jeden darzustellenden Charakter mit allen Eigenheiten und Nüancen, und stellte ihn bis zu einem hohen Grade der Täuschung dar. In der Aktion des Gesichts und des stummen Spiels brachte er es sehr weit, und man

von zu gehen. Da er sich dem akademischen Leben nicht widmen konnte, aus Mangel der nöthigen Promotionskosten, so wollte er sich nach England wenden, um sich dort als Lehrer sein Brod zu verdienen. Allein ein Legationsrath Zink, wie es scheint, ein einsichtsvoller und liberaler Mann, hielt ihn von diesem Schritte zurück und nahm ihn gastfrei in sein Haus, ihm anbietend: es so lange zu bewohnen, als es ihm nicht gelungen, sich irgend eine feste Lebensstellung zu erobern. Die zeitgenössischen Schriftsteller und Biographen Löwen's geben an, daß jener Legationsrath Zink ihn zuerst auf den Gedanken, sich der Schriftstellerei zu widmen gebracht und dann darin fortzufahren ermuntert habe. Allein dies darf wol nur als eine ziemlich willkürlich angenommene Voraussetzung gelten; weit wahrscheinlicher ist, daß Löwen von jeher einigen Sinn und große Neigung zur Dichtkunst in sich verspürt und dies in Hamburg, wo damals eben ein frisches, literarisches Leben war, mehr und dringender als anderswo empfand. Aus dieser Empfindung gegen jenen, ihm human entgegentretenden Mann kein Geheimniß machend, fand er nun ohne Zweifel eben in ihm einen wohlwollenden und freundlichen Förderer, wie er damals in dem reichen und der Literatur, Kunst und Wissenschaft so warm und enthusiastisch zugewandten Hamburg keine Seltenheit war. Unter seinem großmüthigen Schutze schrieb er in rascher Folge zuerst zärtliche Lieder und anakreontische Scherze, dann „Poetische Nebenstunden“ und gab endlich unter dem Titel „Der Christ bei den Gräbern“

eine Art Zeitschrift heraus, die der damaligen Moderichtung entsprechend, den lebhaftesten Beifall fand.

Daß auf einen jungen poetischen Kopf, wie Löwen einer war, das Theater Eindruck machen und Anziehungskraft ausüben mußte, versteht sich von selbst. Wir sehen ihn denn auch sehr bald in vielfacher Verbindung mit der in Hamburg zu jener Zeit spielenden Schönemann'schen Gesellschaft, die gerade kurz vor Löwen's Ankunft in Hamburg in Johann Christian Krüger nicht nur einen braven Schauspieler und vortrefflichen Menschen, sondern auch einen beliebten dramatischen Schriftsteller durch den Tod verloren hatte.

Dieser Johann Christian Krüger, eine echt deutsche, armselige, wahrhaft rührende Poetenerscheinung, war 1722 von armen Eltern geboren und ging, da ihm die Mittel fehlten, sein Studium der Theologie zu beenden, zuerst als Erzieher der Schönemann'schen Kinder zu dessen Truppe, begann dann in der Noth kleine Rollen zu spielen und endlich gar Stücke zu schreiben, die ihres moralischen Inhaltes, ihrer Gefühlswärme und angenehmen Laune wegen den entschiedensten Beifall fanden. Er verließ Gottsched's Schule und nahm Molière zum Muster. „Die Kandidaten" und „Der blinde Ehemann" sind Stücke von ihm, die zu jener Zeit gerngesehene Lustspiele auf der hamburger Bühne waren. Als er 1750 am 23. August, 28 Jahre alt, wahrscheinlich an der Auszehrung verschied, war sein Tod für die Schönemann'sche Gesellschaft schon deßwegen ein sehr wesentlicher Verlust, weil Krüger's

vielseitige Bildung, seine Belesenheit, seine Kenntnisse und sein guter Geschmack dem Direktor bei der Leitung und Führung seines schwierigen Geschäfts vielfach von Nutzen gewesen waren. Kränkelnd, misantropisch, wenig geschätzt und gekannt, losgelöst von der Welt und gebrochen durch das Aufgeben eines Lebensberufs, den er mit Lust und aus innerer Ueberzeugung erwählt, durchlebte er mitten im Wirbel und Strudel einer vielbewegten Komödiantenwirthschaft das verlorne, einsame, und gewiß thränenreiche Leben eines armen Poeten. Aber wie alle echten Poeten weich, aufopferungsfähig und ohne Selbstsucht, war er stets bereit und zur Hand, wo es Arbeit, Mühe und eines hingebenden Geistes bedurfte. Daß er Schönemann und seiner Gesellschaft, nachdem er sang- und klanglos auf irgend einem Friedhofe Hamburgs in ein schon im nächsten Augenblicke vergessenes Grab gelegt worden war, an allen Ecken und Enden fehlte, darf seiner geräuschlosen und stillen Wirksamkeit als die lobendste Anerkennung gelten. Indeß daß diese Geltung nicht eben von langem Bestande, läßt sich denken. Die Bühne und ihre Jünger brauchten nun einen neuen literarischen Beistand und fanden ihn zunächst in Löwen, der 1755 schon so im Gange mit dem Theater war, daß er ein Werk „Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes" herausgab, ein Werk, das Engel bei seiner berühmten „Mimik" mehrfach benutzt und seinen Rathschlägen und Winken, welche er den Darstellern gab, glücklichst zugrunde gelegt hat.

Man sieht hieraus, daß nicht allein die Schauspielkunst, sondern auch die Literatur darüber und die ganze deutsche moderne Dramaturgie von Hamburg aus ihren Ursprung nahmen. Nach Löwen und Lessing hieß es von Hamburg, daß daselbst die Dramaturgen wie Pilze herauswüchsen. Um nun aber die Bethätigung Löwen's für das hamburger Theater näher und ausführlicher zu bezeichnen, haben wir anzugeben, daß er neben Gelegenheitsreden, Prologen und Epilogen, die er schrieb, es sich besonders angelegen sein ließ, eine höhere und allgemeinere Bildung der Schauspieler und Schauspielerinnen anzubahnen. Er war es, der zuerst eine Art Bildungsverein für Schauspieler in Hamburg gründete, eine Gründung, die indeß an der Leichtfertigkeit und Frivolität des damaligen Schauspielerstandes bald wieder ihre Auflösung fand. Für Löwen selbst aber hatte sie seine Verheirathung mit einer Tochter Schönemann's, einer vielversprechenden Kunstnovize, und damit einen engern und unauflöslichen Anschluß an das Schicksal des deutschen Theaters zur Folge.

Nachdem Schönemann's Unternehmung sich zerschlagen, entsagte zwar auch er auf einige Zeit dem theatralischen Leben, indem er als Hofsecretair nach Schwerin ging, allein sobald nur wieder ein einigermaßen anständiges Schauspiel in Hamburg eröffnet war, eilte er dahin zurück, demselben seine Dienste anzubieten. So sehen wir ihn denn bei der Koch'schen und dann auch bei der Schuch'schen Gesellschaft, so wie auch später bei der Ackermann'schen so lange als The-

aterdichter und Dramaturg in Thätigkeit, bis ihm die günstige Gelegenheit wurde, sich selbst als dirigirendes Haupt an die Spitze einer vielversprechenden Unternehmung gestellt zu finden.

Diese Unternehmung, die 1767 in's Leben trat, nahm unter sehr günstigen Aussichten ihren Anfang. Es hatten sich reiche und angesehene Bürger Hamburgs zusammengethan, das Theater gepachtet und aus ihrer Mitte Bubbers, Seyler und Tillemann erwählt, um die Entreprise zu überwachen. Diese trugen Löwen das Direktorium auf, und vermöge dieses Auftrages sollte er für die Auswahl der Stücke und die Rollenvertheilung, auch durch Vorlesungen für die Bildung der Schauspieler sorgen. Daß die Unternehmer es mit der Sache sehr ernsthaft meinten, liegt außer allem Zweifel und wird am schlagendsten durch die „Vorläufige Nachricht von der auf Ostern vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters“ documentirt, die Löwen auf zwei Quartbogen gedruckt schon 1766 erscheinen ließ. Man ersieht daraus, daß ein hamburgisches stehendes Nationaltheater gestiftet, die besten Akteurs aus ganz Deutschland angeworben und diese, entweder schon brave, gesittete, christliche Leute sein oder doch dazu gemacht werden sollten. Zu diesem Ende ward ihnen auferlegt, die Vorlesungen Löwen's gewissenhaft zu besuchen, sich gesetzt und gut zu benehmen und dafür die Aussicht auf eine dauernde Versorgung im Alter eröffnet.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Löwen da-

durch, daß er die Unternehmer antrieb und veranlaßte, Lessing, der damals schon in ganz Deutschland als erster Schauspieldichter und scharfsehender Aesthetiker bekannt war, als Dramaturgen zu berufen.

Löwen, in Hamburg und in der Literatur der deutschen Dramaturgie der entschiedene Vorläufer und Johannes Lessing's, ist durch Diesen in ein nur allzu begreifliches Dunkel gestellt, aber doch nicht so verschattet worden, daß aufmerksame Literaturhistoriker nicht auch ihn in Betracht zu ziehen veranlaßt werden könnten. Bemerkenswerth ist er zunächst durch eine „Geschichte des deutschen Theaters", die er schrieb und welche wol die erste in Deutschland sein möchte. Daß er dabei ein einsichtsvoller, klarblickender Geist und patriotisch beseelter Mann war, geht deutlich aus allen Urtheilen und Aussprüchen hervor, die über Literatur und Theater von ihm aufbewahrt sind. Die Ursache, warum die Deutschen kein eigenes, d. h. kein nationales Theater haben, und die Art und Weise, wie sie einzig zu einem solchen gelangen könnten, giebt er in Folgendem klug und äußerst richtig dahin an, daß er sagt: „Sobald wir erst, statt der ewigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, eine Menge Originalstücke aufstellen können, die keiner andern als der deutschen Nation anpassend sind; sobald unsere Lustspiele das unterscheidende Gepräge des deutschen Charakters führen und nicht mehr französirend-deutsche Lustspiele sind; sobald eine Bühne, die dergleichen Originalstücke aufführt, auf öffentliche Kosten erhalten und unterstützt wird; sobald, aber

gewiß nicht eher, werden wir ein eigenes Theater haben."

An andern Stellen geht er noch weiter und so einsichtig und mit klugem Umblick über die Sache heraus, daß Alles, was er darthut, noch jetzt für passend angesehen werden kann, und die spätern Ideen, wie sie Rötscher, Eduard Devrient und Andere aufgestellt haben, darin schon vollständig entwickelt und auf das Beste dargelegt erscheinen.

„So lange man von Seiten des Staats", sagt er, „noch nicht besser für das Theater sorgt, so lange wird alle Hoffnung einer wohleingerichteten deutschen Bühne vergeblich sein. Die Komödianten müßten aus den öffentlichen Kassen oder aus einem dazu angewiesenen Fond besoldet werden. Der ganzen Gesellschaft müßte ein Mann vorgesetzt sein, der eine vollkommene Einsicht in die Schönen Wissenschaften und in das Theater insonderheit hätte. Dem Theater müßte eine ordentliche Akademie errichtet werden, in welcher ein solcher Mann präsidirte, und wo Diejenigen erst einige Jahre müßten vorbereitet und gebildet werden, die nachher das Theater betreten wollten. Die Prinzipale einer solchen Gesellschaft würden alsdann der verdrießlichen Nahrungssorgen überhoben sein. Man würde lauter gute Akteurs und gute Stücke zu sehen bekommen, und eine jede Bühne würde in der That eine Schule des Geschmacks und der Sitten heißen können. Allein ist dies nicht ein Vorschlag, der nur ein bloßer Wunsch bleiben wird? Sollte er niemals in Erfüllung kommen, so muß man

sich damit trösten, daß die Menschen anders denken, als sie handeln, daß die Meisten von Denen, die Freunde der Sitten und des Geschmacks sind, dennoch die Wege nicht betreten wollen, dieselben allgemeiner zu machen. Aber wer kann diese Wege anders betreten, als die Großen oder Die, welche das Ruder des Staates führen? Wollen sie vergnügte und gesittete Bürger haben, so müssen sie die Bühne allerdings nach diesem Vorschlage einrichten. Ich kann dem Theater wol schwerlich das Glück ganz zuversichtlich versprechen, daß man schon im künftigen Jahre für seinen Flor wird bedacht sein; aber Das prophezeihe ich gewiß: Wenn bei einem Fürsten oder bei einer Republik dieser Vorschlag, der im Anfange freilich etwas kostbar sein muß, jemals sollte zustande gebracht werden, so wird es in Kopenhagen und Hamburg sein, wo die Bühne Das werden kann, was sie eigentlich sein soll."

Wenn von Löwen nichts vorhandeu wäre als diese Stelle, so würde sie genügen, zu beweisen, wie eingeweiht und klarsehend er in Dingen der damaligen Bühne war. Kopenhagen hat ganz und Hamburg wenigstens soviel als die obwaltenden Umstände es erlaubten, der Weissagung Löwen's entsprochen, und die weltbedeutenden Bretter zu Dem gemacht, wozu sie zu machen waren. Freilich der arme Prophet selbst hat davon nichts mehr erlebt, denn nachdem die großartige Unternehmung, der er vorzustehen die Ehre hatte, wie so manche andere, mit minderm Eifer und Geschick unternommene, gescheitert war, zog er sich, im Innersten gebeugt und

gebrochen, von jeder Antheilnahme am Theater zurück, indem er 1768 als Kanzlist nach Rostock ging, um dort seine Muße der Ausarbeitung von Romanzen und geistlichen Liedern zuzuwenden. Von Hypochondrie und Nahrungssorgen geplagt, starb er schon 1771 am 23. Dezember im 42. Jahre seines Lebens. In seinen satyrischen Versuchen giebt er an einer Stelle von dem Loose deutscher Autoren folgendes traurige und gewiß aus der eigenen Erfahrung geschöpfte Bild:

„Ach, es ist wahr", ruft er, „was Beaumelle sagt, daß die Schönen Wissenschaften nirgends belohnt werden als in Paris, in London und höchstens in Amsterdam. Wirst du aber ein deutscher Autor werden, so ist dies dein Schicksal in der Kürze: Dein Verleger bezahlet jeden Bogen mit einigen Thalern, und oft sehr ungerne. Die Schönen lesen dich, erkundigen sich nach dir und wünschen dir einige Küsse, die aber nur bloße Wünsche bleiben. Der Kaufmann lieset dein schnack'sches Zeug, wie er es nennt, des Abends beim Tabake durch, lacht, gähnt und schläft ein. Er lobt dich ins Gesicht, aber er verkauft dir seine Waare nicht um einen Sechsling wohlfeiler. Der Hofmann läßt sich dein Werkchen von seinem Kammerdiener vorlesen, um die Zeit zu vertreiben. Aber er schilt dich einen Pedanten, weil du den Adel angreifst und von ihm verlangst, daß er klug und gelehrt sein soll. Der Hof — kurz, mein Freund, man wird dich bisweilen lesen, oft loben, aber noch öfter tadeln; und wenn du es auch in der erhabensten Ode sagen würdest, daß dich hungert, so wirst du mit

Recht hungern müssen: denn du bist ein deutscher Autor.“ —

Dies schrieb er ungefähr zu derselben Zeit, in welcher der arme Johann Benjamin Michaelis, der 1770 am Hamburger Correspondenten arbeitete, acht Bogen in Octav der herrlichsten Lieder, Fabeln und Satiren an den Buchhändler Heinsius in Leipzig für zehn Thaler verkaufte; Lieder, Fabeln und Satiren, die zu den besten der deutschen Literatur noch jetzt gehören, und welche der Dichter mit einer so krankhaften Sorgfalt und Liebe und mit so angestrengtem Fleiße ausarbeitete, daß er, der 1746 in Zittau geboren wurde, schon 1772, also im 26. Jahre seines Lebens durch einen wiederholten Blutsturz sein Ende fand; in derselben Zeit, in welcher der berühmte Gellert als Professor der Philosophie und Moral an der Universität Leipzig einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern bezog und sein Buchhändler Wendler, der seine von dem Buchhändler Breitkopf zurückgewiesenen Fabeln druckte, sich an deren verschiedenen Auflagen so bereicherte, daß er die Handlung aufgeben und von seinem Vermögen leben konnte.

Aber dies allgemeine, ihn mit vielen seinesgleichen treffende Elend war nicht der einzige herbe Schmerz, mit welchem sein Leben durchfurcht ward. Schon an der Schwelle des Todes, geknickt, zerquetscht und geschleift in allen Fasern und Sehnen seines Geistes, mußte er aus der Entfernung noch Zeuge sein von der kirchlichen Verdammung und Verurtheilung derjenigen

Sache, der er sein ganzes Leben fast unausgesetzt gewidmet hatte.

1768 nämlich entspann sich der ewig denkwürdige Theaterstreit in Hamburg, den wir später zu betrachten und zu erörtern haben, und dessen Anspinnung wir hier zunächst kurz nach der Mittheilung geben wollen, die Schütze in seiner Geschichte des Hamburgischen Theaters geliefert hat.

Am 31. Mai 1768, heißt es in dem Buche, kam das Lustspiel „Der Zweikampf" wieder auf die Bühne. Schon 1766 war es in Hamburg, doch ohne Namensnennung des Verfassers, gegeben. Der Verfasser war Johann Ludwig Schlosser, geboren in Hamburg 1738, der Sohn eines Hauptpredigers an der St.-Katharinenkirche. Am 10. Mai 1766 ward Schlosser, welcher in Jena Theologie studirt hatte, als Kandidat des Hamburgischen Ministeriums, in der Hamburg und Lübeck gemeinschaftlichen Stadt Bergedorf erwählt. Am 18. April des nämlichen Jahres gab Ackermann den „Zweikampf", den Schlosser als Student verfertigt, aus der ihm mitgetheilten Handschrift. Das Stück fand in Hamburg wie auf andern deutschen Bühnen einigen Beifall. 1768 gab es der Verfasser mit noch andern Originalstücken unter dem Titel „Neue Lustspiele" in Druck, doch ohne sich zu nennen. In der Hallischen „Bibliothek der Schönen Wissenschaften" erschien eine Recension derselben, in der sich eine Stelle befand, welche folgendermaßen lautete: „Das Hamburger Ministerium würde außersich gerathen, wenn es erführe, daß einer

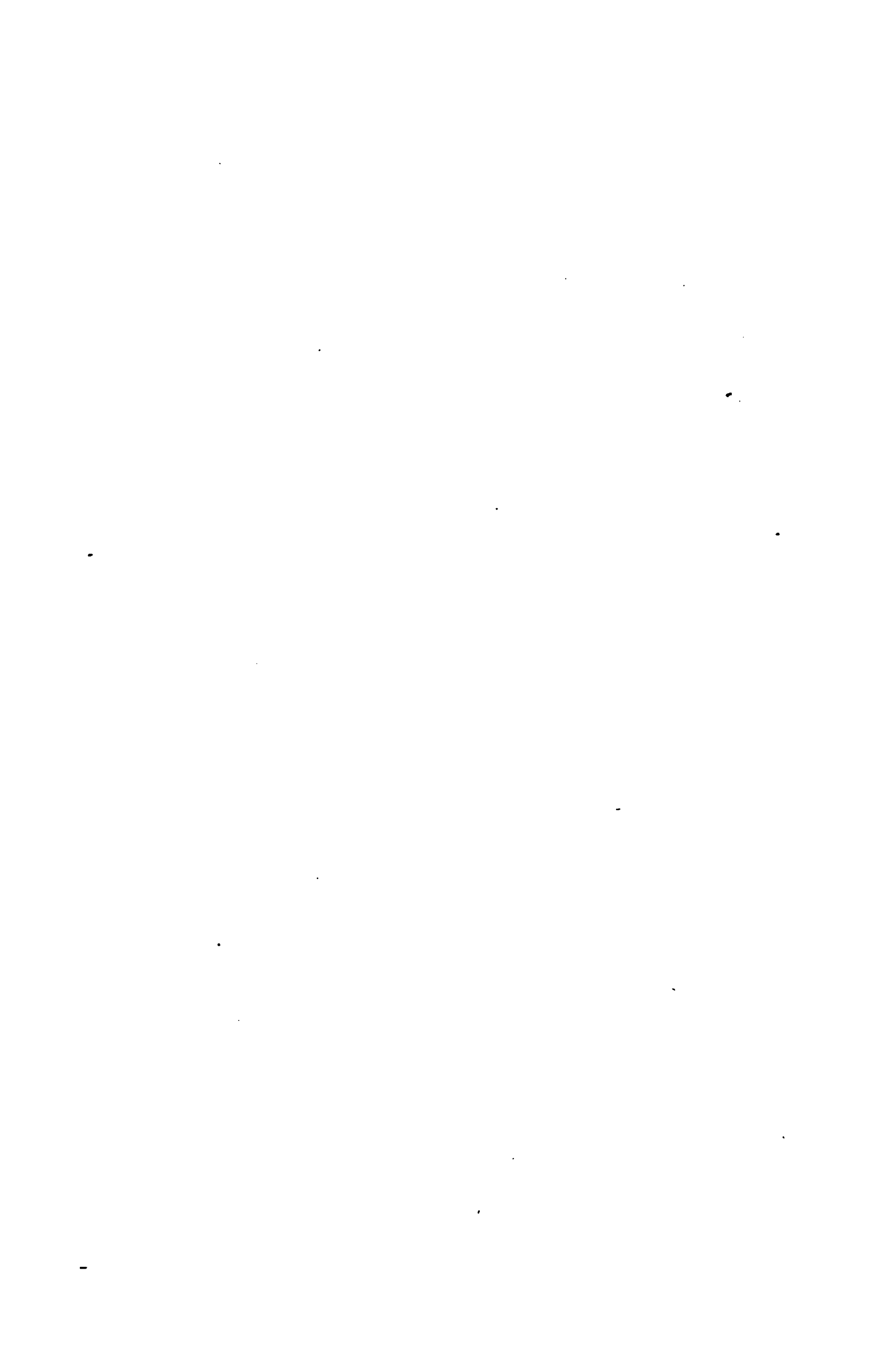
seiner Mitbrüder sich so vom bösen Feinde habe verblenden lassen.“ In den „Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ (einer hamburgischen gelehrten Zeitung, welche sich den Bei- und Spottnamen „der schwarzen“ zu erwerben gewußt) erschien infolge dessen ein vom 30. Dezember desselben Jahres datirter anonymer Brief, in welchem Jemand, in Veranlassung jener Recension, den Pastor Schlosser gehässig dadurch angriff, daß man ihm ironisch vorwarf, wie er schon als Kandidat mit einem Fuß auf der Kanzel, den andern noch auf dem Theater gehabt. Auch legte man ihm als Theologen ziemlich deutlich Unfleiß und Nachlässigkeit zur Last, indem man seinen Eifer für das seinem Stande und Orden unpassende Komödienschreiben hervorhob. Schließlich ward angegeben, daß er als Prediger, wenn auch freilich ohne Kragen, das Schauspielhaus besuche. Der gute Schlosser, dem dieser Angriff auf seine Ehre umsomehr als einem im Amte stehenden Prediger kränkend sein mußte, machte Versuche, den namenlosen Angreifer ans Licht zu ziehen. Er schickte einen Rechtsgelehrten an den Herausgeber der Nachrichten, um in Güte den Briefsteller zu erfahren. Dieser schützte das gethane Versprechen, seine Mitarbeiter nicht zu nennen, wenn es nicht seine Obrigkeit befehle, vor, versprach aber dem Anonymus zu schreiben. Von diesem erhielt er als Antwort: er sei schon von freien Stücken entschlossen, binnen vierzehn Tagen eine mildere Erklärung in den Nachrichten mitzutheilen, nachdem er von verschiedenen Umständen

nähere Nachricht bekommen. Schlosser, der diese mildere Erklärung abzuwarten nicht räthlich fand, ließ sagen: er werde die Bekanntmachung seines Verläumders gerichtlich suchen. Schon drei Tage nachher erschien darauf die mildere Erklärung, in welcher der anonyme, aber immer kenntlicher werdende Briefsteller in einem frömmelnden Tone von seinem Gewissen durchdrungen bekannte: zwar nicht, was die Sache selbst beträfe, sondern in Hinsicht ihrer Art und Weise einen Uebereilungsfehler begangen zu haben, weil er Verschiedenes als gewiß angesehen, wovon ihm nachher das Gegentheil habe wollen versichert werden, oder das noch ungewiß sei. Zugleich foderte er Schlosser auf zu sagen: ob Komödienschreiben für einen Kandidaten des Predigtamtes ein anständiges Geschäft sei, und ob er nicht einen großen Anstoß gebe, daß so etwas von ihm bekannt sei. Ferner: wenn er als Kandidat das Theater besucht, was man seinem Gewissen überlasse, ob er dadurch dem Gesetze, das den Kandidaten des Hamburger Ministeriums Komödienbesuch, Kartenspiel, wie Alles, was Andern zum Anstoß gereichen könne, untersagt, zu welchem er sich zum Handschlag und einer Unterschrift verpflichtet, nicht entgegengehandelt. Diese mildere Erklärung konnte Schlosser unmöglich beruhigen, noch seinen Entschluß ändern. Er ging also weiter und machte die Sache gerichtlich anhängig, die indeß in Hamburg gezündet und allgemeines Aufsehen erregt hatte. Professor Nölting, ein akademischer Freund Schlosser's, gab eine Vertheidigung des-

selben gegen jenen Briefsteller heraus, in welcher er den Ungrund und die absichtliche Verunglimpfung in den Beschuldigungen aufzustellen und zu erweisen suchte. Der Name des Ungenannten, dessen Art zu denken und in polemischen Händeln sich auszudrücken durch die mildere Erklärung kenntlicher geworden, ward bald überall genannt. Es sollte und konnte Niemand anders sein, als Johann Melchior Goeze, damaliger Senior des Ministeriums und Hauptpastor an der Katharinenkirche.

IV.

Der Pastor Johann Melchior Goeze und das Theater in Hamburg.



Johann Melchior Goeze, mit dessen Betrachtung wir es zunächst zu thun haben, war am 16. Oktober 1717 zu Halberstadt geboren und kam 1755 als Hauptpastor nach Hamburg, wo er bis zu seinem am 19. Mai 1786 erfolgten Tode eine höchst eigenthümliche und seltsame Rolle gespielt hat. Sie bis in alle Details und kleinen Nüancen hinein abzuschildern, dürfte nicht nur für ein sehr weitläufiges, sondern für unsern Zweck auch einigermaßen überflüssiges Werk angesehen werden. Was wir von ihm brauchen und nöthig haben, ist vor allem nur ein Bild seines Wirkens und seines Charakters, wie der eine sowol als der andere in starken Umrissen und großen Zügen jedem Einsehenden beinahe handgreiflich vor Augen liegen.

Johann Melchior Goeze war ein Mann, aus welchem man sehr gut, wie man zu sagen pflegt, das Zeug zu drei Päpsten und noch einigen Kardinälen hätte nehmen können. Stolz auf seinen Beruf, unerschüttert und eisern in seinem Glauben, nichtachtend gegen alle,

gleichviel ob weltliche oder geistige Größe, hätte er ruhig, wie ein spanischer Großinquisitor die Ketzer dem Feuertode vor seinen Augen überantworten sehen und Gott laut dabei danken können, daß er seine Macht und Herrlichkeit so glorreich vor der Welt zutage lege. Um groß und von schauerlich imponirender Gravität zu sein, fehlte dem Hauptpastor Goeze nichts, als das Feuergewand eines katholischen Priesters und der Hintergrund einer glaubensfinstern, intoleranten Weltanschauung. Goeze, in die Wirren des katholischen Mittelalters, in die Zeit der Loyola, der Alba und der spanischen Philippe gestellt, würde wahrscheinlich noch heut dazu dienen, furchtsame Herzen mit dem ausbündigsten Schrecken zu erfüllen. Nach Luther in den Protestantismus und an den Ausgang des aufklärungssüchtigen achtzehnten Jahrhunderts mitten hineingestellt, konnte er freilich keine andere als eine höchst traurige Figur abgeben und würde sie noch trauriger abgegeben haben, wenn ihn das Geschick oder ein günstiger Zufall nicht grade nach Hamburg geführt hätte, wo er allein noch Das zu werden vermochte, was er in der That geworden ist.

Wir haben schon in unserer Einleitung angegeben, warum in Hamburg grade der Pastorenstand so wichtig und einflußreich werden konnte. Er ward hier von dem äußern Glanz keines Hofs, von der geistigen Macht keiner Universität in Schach gehalten. Die Senatoren waren wählbar und in den Familien wechselnd, Bürger gleich den andern. Die Sinnesart der Bevölkerung ein-

fach, schlicht, bieder, dabei fromm und gottesfürchtig in hohem Grade. Unter solchen Umständen darf es als kein Wunder angesehen werden, daß die Kanzel und Diejenigen, welche auf ihr erschienen, zu wichtigem Ansehn und maßgebender Gewalt gelangten. Von früh an griffen die Prediger, wovon allerdings viele sehr ausgezeichnet und tüchtig waren, in Hamburg in das Treiben und Leben der Stadt gewichtig ein und maaßten sich darin eine Art von Oberhoheit an, eine Oberhoheit, die ungefähr wie die in Rom begann und auch hier vielleicht zu einem Kirchenstaate und einer weltlichen Herrschaft geführt hätte, wenn nicht der Geist der Reformation ein ewig negirender, auch in ihrem eigenen Gebiete, und die Zeit eine zu weit vorgerückte und selbst dem heiligen Joche der Religion zu sehr abgeneigte gewesen wäre.

So sehr und so viel die Prediger in Hamburg sich zu Censoren nicht allein der Bürger, sondern häufig genug auch der Staatsgewalt aufwarfen und so große Mühe sich auch Goeze gab, durch eine göttliche Unverschämtheit und Grobheit Alles um sich her mit dem Ansehn und der Gewalt seines Kanzelwortes niederzudonnern, dennoch gelang eine Durchsetzung, wie die Kirche sie in Hamburg in manchen ihrer Glieder im Sinne hatte, nicht. Alles, was man erreichte, war, daß grade hier, in dem Augenblicke, wo sich der geistliche Talar am pomphaftesten ausbreitete, der freie, aufgeklärte Sinn und der Kampf gegen die Intoleranz am sieghaftesten darunter hervorgingen. Die Folge von

Goeze waren Reimarus mit seinen „Fragmenten eines Ungenannten“ und Lessing mit deren Publikation.

Ehe wir indeß zu diesem Austrag der Sache kommen, haben wir hier noch eine Menge anderer Dinge und darunter vor Allem Goeze's eigenes Wesen noch etwas näher ins Auge zu fassen.

Goeze soll nach einer Angabe des braven, aber trockenen Johann Otto Thieß, welcher das bekannte Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon herausgab und ein geborner Hamburger jener von uns zu behandelnden Zeit ist, „neben krasser Orthodoxie auch krasse Ignoranz in sich vereinigt haben.“ So soll er namentlich nicht einmal Philolog genug gewesen sein, sich seine lateinischen Reden selbst zu machen und sich diese von seinem Sohne haben aufsetzen lassen. Daß er nach dessen frühzeitig erfolgten Tode keine solche mehr gehalten, scheint allerdings für diese Behauptung zu sprechen. Im Allgemeinen aber ist dies Urtheil wol nicht ganz unpartheiisch und vielfach zu übertrieben, denn Lessing, der Goeze doch viel vernichtender angriff, als Thieß und alle Andern, mit denen er je zu thun gehabt, läßt ihm doch immerhin Verstand und im Umgang ein sehr liberales Benehmen. Daß er weder dumm, noch auch ohne eine gewisse weltmännische Bildung gewesen, bezeugen nicht nur seine ansehnliche Bibliothek, sein Münzkabinet, sondern auch die Art, wie er seine Angriffe ausführt und den Gegnern zu Leibe geht. Hierbei ist er von einer seltenen Raffinirtheit und so schlau, daß er keine, auch die nichtsnutzigsten

Pfiffe und Kniffe nicht verschmäht, sowie sie ihm irgend zu seinem Zwecke zu dienen scheinen. Eine besondere Taktik von ihm war, daß er stets seinen Widersachern das Zutrauen und die Liebe Derer, die mit ihnen in Verbindung standen, zu rauben suchte.

Was die Schreibart seiner Polemik anbetrifft, so ist diese gewöhnlich nicht schlecht, nur läßt er sich oft von seinem Eifer hinreißen und dann wird er unachtsam, schleppend und sudlig im Stil. Das Starre, Gewaltsame und Störrige athmete bis in seine Orthographie hinein, in deren Befolgung er sich selbst ganz eigenmächtige Regeln und Gesetze gab. So vermied er z. B. sorgfältig die Verdoppelung der Consonanten am Ende einer Silbe, und schrieb unter anderm Johann mit einem n, Herrschaft und Herrlichkeit mit einem r. Auch in seinem mündlichen Vortrage war eine gewisse Trockenheit und schneidende Dürre der Stimme charakteristisch. Gewöhnlich sprach er heiser und in einem nachschleppenden, heulenden Tone.

Daß er die vielen kirchlichen Skandale, die er anrichtete, aus bloßer Lust am Lärmen, oder wie auch behauptet worden ist, aus Gewinnsucht unternahm, weil ihm seine Streitschriften viel Geld eintrugen und er infolge ihrer ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, ist nicht wol anzunehmen. Stolz, Dünkel und angeborene Herrschsucht sind ohne Zweifel die Haupthebel gewesen.

Goeze, der auch äußerlich auf seinen Stand hielt, und von welchem man uns die Nachricht aufbewahrt

hat, daß er seidene, mit Spitzen besetzte Priesterkleider trug, war kaum nach Hamburg hineingerathen, als er sofort auch fühlte, daß einen kleinen lutherischen Papst abzugeben man nirgends mehr als hier die gehörige Stelle finden könne. Die Wahrnehmung, daß, wenn er hier das Volk auf seiner Seite habe, er gewissermaßen beliebig Regen oder Sonnenschein über Hamburg kommen lassen, und wie einst der Pastor Mayer sogar dem Senate etwas bieten und vorschreiben könne, bewog ihn, gleich von vornherein eine sehr herausfordernde und kühne Stellung gegen die Reichen und Vornehmen in Hamburg einzunehmen. Schon **1756** diente ihm das Erdbeben von Lissabon zur Abschilderung eines furchtbaren Strafgerichts, mit dem er auch Hamburg drohte: „wofern", wie er ausruft, „wir fortfahren, die Liebe unsers Gottes zu mißbrauchen und seine Erbarmung auf Muthwillen zu ziehen; alsdann wird sich die Allmacht mit der Gerechtigkeit verbinden. Und was haben wir alsdann zu hoffen? Hier kann ich schweigen, da die Ruinen von Lissabon die Antwort geben."

„Ach, ich muß klagen", sagt er an einer andern Stelle, „daß noch Viele unter uns den Herrn auch im Erdbeben nicht sehen und seine in demselben so deutlich schallende Stimme nicht hören wollen. Hat nicht ein großer Theil unserer Einwohner die heilige Fastenzeit auf die, von dem Satan aus dem Heidenthum in die Christenheit eingeführte Art angefangen? Wie Viele haben mit Fressen und Saufen und üppigem Wohlleben ihr Herz dergestalt beschwert, verhärtet und ver-

stockt, daß nun das Wort vom gekreuzigten Erlöser bei ihnen keinen Eingang mehr finden kann!"

Bald danach ist er in Streit mit Johann Bernhard Basedow, diesem in seiner Art vielleicht einzigem Projektirer, der sich selbst gern groß nannte und jedenfalls ein merkwürdiger und sonderbarer Mann, gewissermaßen der Jean Jaques Rousseau der Deutschen ist. Er wurde am 11. September 1723 in Hamburg geboren, wo sein Vater Perückenmacher war und er zu derselben Beschäftigung angeleitet werden sollte. Allein sein Hang zu Abenteuern, sein lebhafter und abschweifender Geist ließen ihn dieses Handwerk verachten und davor förmlich die Flucht ergreifen. Heimlich seinem väterlichen Hause entweichend, zog er es vor, bei einem liberalen und den Künsten und Wissenschaften sehr zugethanen Gutsbesitzer im Holsteinischen so lange als Lakai in Dienst zu gehen, bis seine Eltern einwilligten, ihm eine bessere und seinen Wünschen gemäße Ausbildung angedeihen zu lassen. Nach Hamburg zurückgekehrt, genoß er nun auf dem Johanneum den Unterricht und die besondere Aufmerksamkeit eines Reimarus und Richey, ging dann nach Leipzig, Theologie zu studiren und 1749 als Kinderlehrer oder Hofmeister zu einem Geheimerath von Quaalen im Holsteinischen, wo er sich so nützlich und verdient erwies, daß Dieser ihn aus Erkenntlichkeit durch hochstehende Connexionen als Professor nach Soroe brachte.

Es war damals gerade eine Zeit, in welcher der deutschen Wissenschaft, Literatur und Kunst in Däne-

mark auf das Bereitwilligste Thür und Thor geöffnet wurden und die Regenten dieses Landes durch mehre Geschlechter hindurch eine besondere Ehre und einen schönen Stolz darin suchten, die großmüthigen Beschützer derselben zu sein. Auch Basedow erfreute sich der glücklichsten Begünstigungen und zwar selbst da noch, als er durch Uebermuth und Heterodoxie, zum Theil auch wegen eines unordentlichen und anstößigen Privatlebens soviel Widerstand auf jener Ritterakademie fand, daß man sich genöthigt sah, ihn nach Altona an die dortige Schulanstalt zu versetzen.

Die Regierung meinte, daß in dieser größern Stadt sein Privatleben sowol als auch seine freisinnigere Art in kirchlichen Dingen zu denken, eine Art, die damals in ganz Dänemark unter den höhern Ständen, freilich in der Stille, als sehr verbreitet gelten und selbst als vom Hofe getheilt angesehen werden darf, weniger Aufsehen und Aergerniß hervorbringen würden. Allein in Altona fand Basedow nur in stärkerm Grade wieder, was er in Sorøe verlassen, denn die intolerante, in in Hamburg herrschende und in Goeze zu vollkommenem Ansehn und großer Macht gelangte kirchliche Richtung transpirirte in das Leben der nahen Nachbarstadt so maßgebend und bestimmend über, daß der laxe und freidenkende Basedow hier nur um so mehr zum Steine des öffentlichen Anstoßes werden mußte. Das Gerücht von ihm und seiner Heterodoxie war auch bis nach Altona gedrungen und hatte die Lehrer des Gymnasiums von vornherein

gegen ihn eingenommen. Da die Stimmung und der Geist der Lehrer auf die Schüler influenzirte, diesen auch wol geflissentlich eingeimpft und ihnen Basedow als ein von der Regierung Aufgedrungener verhaßt und verächtlich gemacht wurde, wozu er selbst durch sein Verhalten und Benehmen manches beitrug, so läßt sich leicht erklären, wie er durch Gleichgültigkeit und Kaltsein abgeschreckt, sehr bald seine nur wenig besuchten Vorlesungen gänzlich einzustellen sich veranlaßt finden mochte. Da ihm aber trotz dessen ein Jahrgehalt von 800 Thalern aus der Schatulle des Königs unangefochten verblieb, so konnte er sich immerhin gern und um so williger die völlige Befreiung von allen Amtsverrichtungen gefallen lassen, als er schon lange damit umging, die in Planen, Entwürfen und Umrissen zu Soroe aufgesetzten Schriften auszuarbeiten und herauszugeben. Die meisten davon waren theologischen und philosophischen Inhalts. Einige kleinere oder größere waren wirkliche oder sollten doch wenigstens Lehrbücher sein. Die zuletzt von ihm verfaßten bezogen sich ausschließlich auf Pädagogik.

Nie vielleicht würde er sich auf diese ausschließlich geworfen haben, wenn nicht gleich seine ersten und frühesten Ansichten über die Erziehung und besonders die religiöse Ausbildung der Kinder von Goeze aufs Heftigste würden angegriffen worden sein. Basedow nämlich eiferte und dies wol mit Recht gegen das in früher Jugend mechanisch eingelernte Beten der Kinder, indem er überhaupt anrieth, den Religionsunterricht

nicht vor dem zwölften und vierzehnten Jahre beginnen zu lassen. Merkwürdig ist, daß er hierbei zuerst Kindergottesdienst in Vorschlag bringt, welcher Vorschlag in jüngster Zeit in England aufgegriffen worden und auch in Deutschland neuerdings wieder angeregt und discutirt worden ist. Goeze aber, der solche Neuerungen und Behauptungen natürlich höchst gotteslästerlich und heidnisch fand, weil er meinte, daß über Gott und die Religion gar kein Denken nöthig, ja nicht einmal fördersam befunden werden könne und welcher der Ansicht lebte, daß das volle Gottbewußtsein dem Menschen oder vielmehr dem evangelischen Christen angeboren werde, schlug darüber sogleich ein entsetzliches Zetergeschrei auf, indem er von der Kanzel herab die Predigt von dem Gebete der Unmündigen und der Kinder erließ, wie er in der Veröffentlichung derselben sagt, um seine theuer geachtete und herzlich geliebte Gemeine vor den, von dem Altonaischen Professor, Herrn Basedow in seinen Schriften ausgestreuten verderblichen Vorschlägen zu einer, dem Willen Gottes entgegenlaufenden Kinderzucht und andern grundstürzenden Irrthümern pflichtmäßig und gewissenhaft zu verwarnen.

Goeze nämlich, dem es aus Hamburgs Vergangenheit bekannt geworden war, daß die Prediger hier von jeher sich nicht an das bloße Wort der Bibel auf der Kanzel gebunden gehalten, sondern oft und vielfach politische und bürgerliche Vorgänge darauf zur Sprache gebracht hatten, um sich damit zum Censor und Richter über das Leben und Treiben sowol der ganzen Stadt

als auch einzelner Bewohner darin zu machen, griff mit Eifer diese Beispiele auf, um sie bei jeder ihm passenden Gelegenheit nachzuahmen. Es ist bekannt von ihm, daß er in seinen Kanzelvorträgen es nicht verschmähte, Sticheleien gegen die Kleidung und Aufführung der Tochter der Pastorin Zimmermann anzubringen und auch gegen „Werthers Leiden" „als eine recht arge Mißgeburt der Finsterniß, höllische Apologie und fanatische Anpreisung des Selbstmords" zu donnern, blos, weil ein ehemaliger Prediger und Katechet am Zuchthause, Scriba mit Namen, sich in der Nähe dieses Hauses erschoß.

Basedow, von dem es bekannt war, daß er die starken Getränke und besonders das Kartenspiel in hohem Grade liebte und welcher in dieser Liebe in späterer Zeit, als er schon Namen und Ruf gewonnen, soweit ging, in allem Ernst ein Memorandum an das Publikum des Inhalts aufzusetzen: daß, da er bisher schon soviel und so anhaltend für die Welt gearbeitet habe, nun aber erst noch recht alle Kräfte seines Geistes würde anstrengen müssen, um seine Versprechungen halten zu können: so erwarte er nicht nur den gefoderten Beitrag oder auch freiwillige Unterstützung, sondern er sehe sich auch genöthigt, seinen Freunden und Gönnern vorzustellen, daß sie ihm überdies noch eine gewisse Summe zu Spielgeldern bewilligten, weil er diesen Zeitvertreib zu seiner Erholung und Zerstreuung gar nicht entbehren könne; Basedow mit seinen Schwächen und Lastern mußte Goeze natürlich ein

sehr willkommener Gegenstand sein, an ihm ein Beispiel des schrecklichsten Heidenthums darzulegen. Er, der die Sprachengabe von Bileam's Eselin mit Nachdruck vertheidigte und der festen Ueberzeugung war, daß die Prophezeihung von der Auferstehung der Leiber so wörtlich zu nehmen sei, daß am jüngsten Tage kein Stäubchen oder Härchen von dem körperlichen Bestande des Christen verlorengegangen sein werde, er, der gegen die eigne Obrigkeit predigte, als sie die Begleitung der Delinquenten durch den Prediger abschaffen und der Kirche also nicht das letzte Wort bei Ausübung der irdischen Gerechtigkeit überlassen wollte, er eiferte und mußte consequenterweise auch dagegen eifern, daß man des Kindes erstes Lallen nicht ein Gebet aus dem Katechismus sein lassen wollte.

„Ich bin versichert", sagt er bei dieser Gelegenheit, „daß der Grund, warum die Juden, welche zum Christenthum übergehen, beinahe alle, auch bei der besten Unterweisung, dennoch ihr halsstarriges und boshaftes Herz behalten, darin zu suchen sei, weil ihre Erziehung in der Kindheit von einer ganz verkehrten Art gewesen, und weil ihr natürliches Verderben erst seine völlige Stärke erreicht hat, ehe demselben derjenige Widerstand entgegengesetzt worden, welcher allein vermögend ist, solches zu schwächen und die Geschäfte des Fleisches zu tödten."

Goeze nämlich gilt nichts, was nicht Christ ist, und der Jude so gut wie der Muhamedaner und Heide sind ihm verlorne und vor dem Angesicht Gottes ganz ver-

worfene Geschöpfe. Warum und weshalb sie nicht Christen sind, kümmert ihn gar nicht; genug, daß sie es nicht sind und dafür auf ewig verflucht bleiben.

Basedow, der in seinen Schriften Spinoza bedauernswürdig nennt und gegen Leibniz schreibt, steht Goeze durchaus nicht so schroff wie etwa später Lessing gegenüber; ja in manchen Dingen harmonirt er sogar mit ihm, wie z. B. in der Abneigung gegen das Theater, die wir bei Goeze sogleich zum Durchbruch kommen sehen werden. Aber Basedow, der des Aufsehens und des Lärmens bedurfte, sich gern zum Märtyrer gestempelt sah und mit seinen bis dahin erschienenen Büchern nicht durchgedrungen war, nahm die Gelegenheit wahr, über die Anfeindungen Goeze's großes Geschrei zu erheben. In der Entgegnung, die er darauf erließ, schrieb er gradezu, daß Goeze von der Kanzel herab den Pöbel ermuntert habe, ihm an Leib und Leben zu gehen. Und in der That, wenn Goeze auch nicht soweit ging, so ruhte er doch nicht eher, als bis der hamburger Magistrat allen Druckern der Stadt verbot, etwas von Basedow in Druck zu nehmen, und die Entrüstung gegen denselben unter den Männern der Kirche so mächtig wurde, daß man einem ihrer Mitbrüder, dem Pastor Alberti, nur deswegen das Abendmahl zu reichen versagte, weil er mit Basedow verkehrte.

Dieser gegen Basedow ausgeübte Widerstand und Druck gab nicht nur ihm im Ertragen desselben einen neuen leidenschaftlichen Aufschwung, sondern erweckte

auch in der ganzen liberalen und freisinnigen Bevölkerung von Deutschland soviel Theilnahme für ihn und seine Sache, daß sich eigentlich von da an deren Gunst und sein eigner Ruhm datiren lassen. Aus dem Zetergeschrei und der Widerbellerei Goeze's gingen Basedow's neue Erziehungsprincipien glorreich hervor, wie denn überhaupt dieser hamburgische Hauptpastor das Loos aller jener Finsterlinge theilt, die vor sich her die Nacht ausbreitend, es hinter sich nur um so heller müssen sehen werden.

Noch 1781, kurz vor seinem Tode, als in Hamburg das „Politische Journal" gegründet wurde, mußte es Goeze erleben, daß man unter seinen Augen triumphirend ausrief: „Der schwarze Zauberstab, für welchem sonst Alles zitterte, ist zerbrochen und die Menschen sind frei. Toleranz in Religion, verfeinerter Zustand der Wissenschaften und der gereinigten Philosophie, Erziehungskunst, Staatskunst u. s. w. sehen wir überall."

Solche Worte mußte Goeze hören und er hielt noch immer jenen schwarzen Zauberstab in der Hand, jenen Zauberstab, mit dem er machte, daß man gegen seinen Collegen Alberti anging, weil er in seiner Anleitung zum Gespräch über die Religion „die Lehre vom Satan und seinen Wirkungen" fortgelassen, eine Fortlassung, ohne welche, wie Goeze behauptete, der Sündenfall sich nicht erklären und die Gerechtigkeit und Güte Gottes sich nicht rechtfertigen lasse; jenen Zauberstab, mit dem er auf der Kanzel betete: „Schütte, o Herr, deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die

deinen Namen nicht anrufen", ein Gebet, das er, als er wegen der Abhaltung desselben zurechtgewiesen wurde, damit vertheidigte, daß er angab, wie diese Worte Assaph's nicht nur länger als siebzig Jahre von der hamburgischen Kirche gebetet worden, sondern auch noch ferner zu beten seien, weil die Stürzung des Jesuitenordens eine recht sichtbare Erhörung dieses Gebetes, und die Türken, der Papst und die ganze Klerisei jetzt doch zunächst als die rechten und echten Heiden angesehen werden müßten.

Mit diesem schwarzen Zauberstabe in der Hand that Goeze Beredsamkeit, Dichtkunst, Musik, Malerei und Kupferstecherkunst als Helfer des Satans, die Seelen zu berücken, in Bann; mit diesem schwarzen Zauberstabe in der Hand verhinderte er, daß Thieß in Hamburg zum Prediger erwählt wurde, — weil er Gedichte machte.

Aber so fest Goeze diesen Zauberstab auch hielt und obgleich er ihn noch so mächtig schwang, daß das hamburger Geistliche Ministerium z. B. aus Angst vor seinem Zorn nicht wagte, noch bei seinen Lebzeiten eine verbesserte Liturgie und ein neues Gesangbuch einzuführen: dennoch konnte er nicht verhindern, daß ein neuer Geist der Zeit ihm eben diesen schwarzen Zauberstab zerbröckelte und endlich ganz zerbrochen vor die Füße warf.

Vereinsamt und verlassen blieb er zuletzt wie eine vergessene Schildwacht des biblischen Buchstabens auf seinem kirchlichen Posten zurück, aufgegeben von den

Gläubigen, gegeißelt von den Schöngeistern, verspottet von der Menge. Leopold Graf zu Stolberg sang in seinen 1784 in Hamburg erschienenen Jamben von ihm:

Zu Katharinens Kirche lass' uns gehen,
Heut' sind die Armenbecken 'ausgestellt.
„Den Regen zu vermeiden stellest du
Uns unter diese böse Traufe hin?"
Wie so? „Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Götzen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelches,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt
Und wüthend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb,
Wie strömt's ihm von der Quelle, wenn er fleht:
„Herr, schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nationen, welche dich
Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,
Der, wo ein Leuchter der Gemeinen strahlt,
Die Brandglock' Zions läutend, Feuer ruft?

Der Volkswitz ging noch härter gegen ihn heraus und dichtete ihm noch bei Lebzeiten folgende Grabschrift:

Der Papst Hammoniens liegt unter diesem Stein;
Im Himmel wird er Sokrates den Heiden
So wenig, wie den Ketzer Alberti leiden.
Giebt also Gott ihm keinen Himmel allein,
So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

Ganz zuletzt aber und nur wenige Wochen vor seinem Tode erlebte er einen Schimpf, wie er ihm nicht ärger widerfahren konnte. Dieser Schimpf, der da=

durch an Gravität und fatalistischem Ansehn gewinnt, daß man den dichten Schleier des Geheimnisses, welcher darüber liegt, nie und auch bei den sorgsamsten Nachforschungen nicht im Mindesten zu lüften vermocht hat, ereignete sich auf einer der großen Redouten, die damals im Fasching öffentlich im Theater gegeben wurden. Auf eine derselben nämlich kam ein Mann in einem schwarzen Talare und mit einer Perrücke, grade wie Goeze sie zu tragen pflegte, übrigens ganz so gebaut, wie er, und mit einer Stimme, die vollständig das Polternde und Donnernde des Herrn Hauptpastors sich zueigen gemacht hatte. Alle Anwesenden, die den geistlichen Mann kannten, erstaunten über die Aehnlichkeit und manche glaubten, er sei es selbst und wolle einmal sehen, was für Teufeleien hier denn eigentlich getrieben würden. Noch mehre wurden aufmerksam gemacht, als beim Wegfahren, wie es gewöhnlich geschieht, die Namen der Anwesenden aufgerufen wurden und es nun auch hieß: Herr Pastor Goeze vor!

Goeze wüthete, als er diesen höllischen Schabernak erfuhr, doch so sehr er auch die Polizei in Bewegung brachte, den Thäter desselben auszuspüren, nie ist die Sache ans Licht gekommen. Die Spukhaftigkeit des Vorgangs aber machte das Aufsehen darüber nur noch um so größer und galt bald allgemein als ein gespenstisches Vorzeichen seines Todes, der denn in der That auch kurz danach erfolgt ist.

Dies ist der Charakter und das Leben des Mannes,

den wir auch gegen das Theater sich erheben sehen Und daß er das that, ja thun mußte, wird Jedem aus dem Vorhergehenden erklärlich geworden sein.

Das Theater war im Mittelalter aus dem Schooße der Kirche selbst hervorgegangen, gewissermassen von ihr ausgebrütet worden und nun nach und nach mit Hülfe der Literatur so erstarkt, daß es an der Schwelle der Neuzeit sich nicht nur ganz frei von der Kirche gemacht hatte, sondern auch begann sich mit dieser seiner Erzeugerin gewissermaßen in eine und dieselbe Reihe zu stellen. Noch in der ersten Zeit der Oper in Hamburg war der Stoff derselben fast durchgängig christlich und im geistlichen Style gehalten; dies zumeist eben nur aus Angst vor der Kirche, welcher sie noch nicht ganz entwachsen war und von der sie die Hand noch immer auf ihrer Schulter fühlte. Aber bald ward sie dieses Zwanges müde und um so mehr, je größer und bedeutender die dichterischen Talente wurden, die sich ihr zu Dienste stellten. Barthold Feind fand sie in dem allgemeinen Beifall schon so gesichert, daß er sich offen und entschieden ganz und gar gegen die geistlichen Opern aussprach, die, wie er sagte, der Gottesfurcht wenig Vortheil brächten und dem Schauspiel viele Schönheiten entzögen.

Barthold Feind, den wir eben deswegen so ausführlich betrachtet haben, weil er gewissermaßen als dramatischer Kolumbus Shakspeare und damit das Amerika der Theaterwelt entdeckte und mit einer Ahnung von dessen Größe das hamburger Schauspiel einweihte,

trug nicht wenig dazu bei, den Aufschwung desselben vorzubereiten. Wie rasch und wie glücklich er trotz aller Hemmungen vorsichging, haben wir bereits soweit gesehen, daß man den Stolz begreiflich finden wird, mit welchem Eckhof um diese Zeit einem ihm befreundeten Prediger, vielleicht Schlosser selbst, in ein Gedenkbuch schrieb:

Freund, ich und du, wir lehren
Zwar an verschied'nen Orten;
Doch folgt nur unsern Worten
Bei denen, die uns hören,
Ein inn'rer reicher Segen:
Was ist am Platz gelegen?

Diese Verse, die damals von Hand zu Hand gingen, und gelegentlich auch gedruckt wurden, standen nicht einzeln da. Es giebt, nächst den Tragödien von Behrmann und der Dramaturgie von Lessing noch viele andere Belege, daß die deutsche Bühne damals begann von ihrem Einfluß und ihrer Wirksamkeit die ersten großen Begriffe zu bekommen. Schon Löwen's Prologe z. B. schlagen zu Zeiten einen sehr hohen Ton an, wie etwa in dem, womit seine eigene Unternehmung eröffnet wurde, und worin es heißt:

Weh' dem gedrückten Staat,
Der statt der Tugend nichts als ein Gesetzbuch hat!

Denn dieses bloße Gesetzbuch, setzt er poetisch auseinander, kann die Tugend nicht vor allen und oft vor den subtilst angebrachten aber darum auch tiefgehendsten Kränkungen schützen. Der Schutz der Tugend geht hauptsächlich von der Kunst aus, sagt er, indem er fortfährt:

Wer ist ihr Genius, der sich entgegenlegt?
Wer? Sie, die jetzt den Dolch und jetzt die Geißel trägt,
Die unerschrockne Kunst, die allen Mißgestalten
Strafloser Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten.

„Dieser Prolog“, sagt Lessing in der Eröffnung seiner Dramaturgie, „dieser Prolog zeigt das Schauspiel in seiner höchsten Würde, indem er es als das Supplement der Gesetze betrachten läßt. Es gibt Dinge, die zu unbeträchtlich und in sich selbst zu veränderlich sind, als daß sie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufsicht des Gesetzes zu stehen. Es gibt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislative zu kurz fällt. So viel ist unstreitig, daß das Schauspiel überhaupt seinen Vorwurf entweder diesseits oder jenseits der Grenzen des Gesetzes wählt und die eigentlichen Gegenstände desselben nur insofern behandelt, als sie sich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abscheuliche hin verbreiten.“

Und in einem andern Prologe von Löwen heißt es:

Die Kunst, die Triebe zu bezähmen,
Das Herz zu schmelzen, keiner Pflicht
Als Mensch, als Patriot und Bürger sich zu schämen;
Die Kunst, von der ein Witzling dummdreist spricht,
Und die ein Kritikus von wenigem Gewicht,
Nur hämisch richtet, elend sie verficht;
Die Kunst, die mit des Satyrs Waffen
Uns bessern soll, nicht bloß uns Zeitvertreib verschaffen;
Die Kunst, ihr Freunde! — u. s. w.

Hieraus und aus vielen andern, hier zu weit führenden und deswegen nicht statthaft erscheinenden Aus-

lassungen jener Zeit bekundet sich deutlich der Geist, der damals in der Theaterwelt allgemein maßgebend wurde und darum auch Goeze bemerkbar werden mußte. Er nun, der die Macht und den Einfluß der Kirche in nichts verringert, sondern im Gegentheil stets noch gesteigert sehen wollte, konnte über ein solches Gebahren des Theaters natürlich nur die höchste Entrüstung empfinden und endlich, als er sogar Einen seiner Amtsgenossen demselben gewissermaßen Vorschub und Hülfe leisten sah, den Ausbruch seines Zornes nicht mehr länger an sich halten.

Wir haben bereits nach Schütze's hamburgischer Theatergeschichte angegeben, wie heftig und flammend er im Jahr 1768 gegen den armen Pastor Schlosser losgedonnert und welche Schritte Jener zuerst gegen ihn gethan. Von der Gemessenheit und Ruhe derselben etwas ernüchtert, bequemte sich Goeze zu einem Briefe, worin er Schlosser die Versicherung gab, „daß er ihn für einen rechtschaffenen Mann und erbaulichen Prediger halte, der sein Amt mit Segen zu führen im Stande sei, auch alles in jenen amtsunbrüderlichen Aufsätzen dieser Versicherung Entgegenstehende und der Ehre Schlosser's Nachtheilige widerrufe und zurücknehme." Schlosser beantwortete diesen Brief, versprach Vergessenheit des Vergangenen, behielt sich aber die Vorzeigung des Goeze'schen Briefes, so oft er es zu seiner Vertheidigung nöthig finden würde, vor. Goeze schwieg, suchte aber jenen Brief wieder an sich zu bringen, und da ihm dies mißlang und die Nölting'sche

Schrift vielfachen Anklang und Widerhall in der damaligen Journalistik fand, so konnte er endlich nicht ruhen und seinen Gegnern unmöglich das letzte Wort in der Sache überlassen. Noch 1769 gab er seine „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen: Ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigtamte stehender Mann, ohne ein schweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken zu lassen und die Schaubühne, so wie sie jetzt ist, vertheidigen und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen und der guten Sitten anpreisen könne", heraus.

Schon die lange festgeschlosse Phalanx des Titels beweist, daß Goeze in seinem Buche mit dem ganzen schweren Geschütze der Kirche gegen das Theater zu Felde zu liegen in Absicht hatte. Und in der That, er bot Alles auf, was er vermochte, um in dieser Streitschrift „die große Diana von Ephesus", wie er höhnend die Bühne nannte, völlig und für immer zugrunde zu richten. Nachdem er in der Vorrede „die Pasquillanten-, Bibliotheken-, Zeitungs- und Chartequenschreiber" als in der Sache nicht zurechnungsfähig, gewissermaßen also für kampfunzulässig erklärt und dann gedroht hat, „im Fall Männer von seinem Orden seine Widersacher werden oder Andere das Verhalten der Lehrer, welches er in dem zweiten Theile seiner Abhandlung nach den Grundsätzen des göttlichen Wortes

für unverantwortlich erklären müsse, zu vertheidigen sich unterfangen sollten, so werde er diese Schrift nebst den Gegenschriften an einige theologische Fakultäten der lutherischen und reformirten Universitäten schicken, ihr theologisches Gutachten einfodern und alsdann dem Drucke übergeben", nachdem er, wie gesagt, die Gegner der einen Seite in die Acht erklärt und die der andern durch seine Drohung einzuschüchtern versucht hat, beginnt er dann schonungslos gegen das Theater loszuschlagen, indem er Molière den verdammlichsten Lehrer des Lasters, seinen George Dandin aber eine wahre Schule des schändlichsten Ehebruchs nennt und die Moral, die den Mittelpunkt des ganzen Stückes ausmacht, als diese angibt: daß einem begüterten bürgerlichen Manne, der eine Adelige heirathet, recht geschieht, wenn er von derselben zum Hörnerträger und zum Narren gemacht wird. Der „Amphitrio" ist ihm gradezu ein verfluchungswürdiges Stück; Voltaire, ein Dichter, in welchem sich die Frechheit und Bosheit des Satans in ihrer höchsten Größe zeigt und Holberg so niederträchtig, pöbelhaft und unfläthig, daß er ohne Aergerniß nicht gelesen und noch viel weniger dargestellt werden könne.

„Die Moral, welche aus dem Lustspiele: Die Juden, von Lessing, fließen soll", sagt er, „ist Diese: daß es unvernünftig sei, die Juden bloß darum zu verachten und zu verabscheuen, weil sie Juden sind, da es unter den Christen die verruchtesten Bösewichte gäbe, und da unter den Juden sich Leute finden könnten,

welche die Tugend in einer hohen Vollkommenheit ausübten; allein den Charakter eines tugendhaften Juden hat Lessing nach meiner Einsicht zu idealisch gemacht und zu hoch getrieben: und gesetzt, es fände sich hie und da ein Jude, der demselben in etwas gliche, so sagt dennoch der Titel zu viel; das Wort „Die Juden" flößt dem Leser die Vorstellung ein, als ob alle Juden von der Art wären, als Der, den er geschildert hat. Müssen die Zuschauer nicht denken, daß sie in eine neue Welt versetzt wären, wenn sie sich die Juden unter dem Charakter des Reisenden vorstellen sollen, da ihnen unter so vielen Juden, als sie kennen, nie Einer vorgekommen ist, dessen Charakter mit diesem nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte, da sie aber im Gegentheil täglich soviele sehen, welche lebendige Bilder des Betruges, der Arglist und der tückischen Bosheit sind."

Sein Urtheil über die Darsteller und Darstellerinnen ist natürlich kein eben milderes.

„Man hat im öffentlichen Drucke", schreibt er, „verschiedene Kritiken über die Akteurs und Aktricen der berühmtesten Bühnen unsrer Tage, in welchen bald an diesen, bald an jenen etwas getadelt wird; aber daß eine Schauspielerin die Rolle einer Buhlschwester unnatürlich gespielt habe, ist nirgends angemerkt worden." Freilich meint er: hier und da heiße es auch, daß eine unschuldige Rolle gut gespielt worden sei; „allein dieser Einwurf ist ohne Kraft", fährt er fort; „nie wird ein Engel des Lichts die Handlungen eines Geistes der

Finsterniß nachahmen können, oder sich auch dazu entschließen, solche nachzuahmen; allein der Satan hat die Rolle eines Engels des Lichts sehr oft und sehr meisterhaft gespielt, und Denen, die seines Theiles sind, wird es nie an Geschicklichkeit fehlen, in diesen Fußstapfen des Vaters der Lüge, mit Bewunderung Derer, die das Eitle lieb und die Lügen gerne haben, einherzugehen."

„Kurz", so ungefähr schließt er, „solange auf unsern Schauplätzen noch Gelegenheit und Veranlassung zu Aergernissen gegeben wird; solange die unschuldigste Wirkung, die sie haben, nichts anderes ist, als eine üppige Augenlust, solange treffen die gerechten Vorwürfe, welche die Väter der ersten Kirche den Schauspielen der Heiden gemacht haben, auch die unsrigen in ihrer völligen Schärfe."

Daß die unsrigen aber zu etwas Besserm gemacht werden könnten, daran verzweifelt er ganz und gar, indem, wie er meint, „es schlechterdings unmöglich sei, bei unsern gegenwärtigen bürgerlichen Verfassungen und bei den herrschenden Gesinnungen der Meisten, welche den Schauplatz besuchen, denselben so zu reinigen und zu verbessern, daß er, ich will nicht sagen, wirklich eine Schule der Tugend und der guten Sitten, sondern nur erträglich und unanstößig werden könne."

Eine Schaubühne, welcher die erhabenen Namen einer Schule der guten Sitten und eines Tempels der Tugend beigelegt werden könnten, dürfte nach seiner Einsicht folgendermaßen eingerichtet sein: Kein Stück

mit zweideutigen, anstößigen Vorstellungen müßte gelitten werden. Selbst solche Stücke, welche zwar von allen diesen Vorwürfen frei sind, aber doch im Grunde zu nichts weiter dienen als den Vorwitz der Zuschauer zu unterhalten, ihre Neugierde zu befriedigen und ihnen Gelegenheit zu geben, sich über die Thorheiten Anderer satt zu lachen, ohne an ihre eigene zu denken, kurz alle die Stücke, die nur da sind, die Zeit zu kürzen und welche nicht bessern, sollten verbannt sein. Auch dürfte nicht täglich gespielt werden. Dies Alles zu überwachen, müßten gottesfürchtige Männer die Aufsicht haben. Vielleicht wünschte Goeze selbst, daß er, oder wenigstens Prediger sie bekämen. Dann würde die Bühne gewiß wieder unter die Herrschaft der Kirche gekommen sein, was er unzweifelhaft wollte. „Geht das jetzige Treiben des Theaters", droht er, „aber noch eine Anzahl Jahre so fort, so hat man nichts gewisseres zu erwarten, als daß das völlige Heidenthum, und zwar aus gerechtem Gerichte Gottes, wieder einbrechen werde, daß die Schauspiele einen ebenso großen Theil des Gottesdienstes ausmachen werden, als sie zu den Zeiten der Römer ausmachten, daß Christus vergessen werden und dagegen Jupiter, Apollo, vornemlich aber Bacchus, Venus und Kupido ihren vorigen Rang wieder erhalten werden."

Die vielen Bankrotte, die damals gerade vorkamen, gab er lediglich der Liebe zum Schauspiel schuld und klagte besonders auch über die viele Zeit, die bei den Frauen schon das Anziehen für das Theater weg-

nehme, eine Klage, die, wie es scheint, die Hamburgerinnen gründlich beseitigt und welche für alle Zukunft zu vermeiden sie sich in so strengem Maaße vorgenommen haben, daß man noch heutzutage wenig oder fast gar keine Toilette für den Schauspielhausbesuch in Hamburg von den Damen gemacht sehen kann.

Daß Goeze jede Betheiligung eines Predigers am Theater auf das Strengste verpönte, versteht sich natürlich von selbst. „Es ist unwiderlegbar", sagt er, „daß ein Geistlicher, welcher zuweilen ein Schauspiel und selbst wenn es ein gutes ist, sieht, schlechterdings ein an den Eitelkeiten der Welt theilnehmender Mensch sei und ein öffentliches Aergerniß gebe, welches ihm nachher in den Stunden der Anfechtung, auf seinem Todbette und an jenem großen und schrecklichen Tage des Gerichts zu einer unerträglichen Last werden müsse."

Da Pastor Schlosser sich in einer Entgegnung auf diese Schrift vertheidigte, in welcher Vertheidigung er das deutsche Theater in ruhiger und gesetzter Weise in Schutz nahm, den ganzen Hergang seiner eigenen Sache berichtete, eine angenehme und vernünftige Erholung jedem und auch dem Priesterstande zuerkannte und schließlich eine Menge angesehener Pastoren anführte, die vor ihm für das Theater geschrieben und nichtsdestoweniger in Amt und Ansehn geblieben, auch Professor Nölting und Andere die Goeze'sche Untersuchung von der Sittlichkeit der deutschen Schaubühne hartnäckig angegriffen, so wandte sich dieser, um seinen Behauptungen ein größeres Gewicht und mehr Anto-

rität zu geben, an die theologische Fakultät in Göttingen, dieselbe um ihr Gutachten ersuchend. Dieses Gutachten, welches Goeze Recht gab und von ihm triumphirend veröffentlicht ward, hätte ihn für seine Person beruhigen können. Allein dadurch nur immer kühner und herausfodernder gegen seine Gegner gemacht, ging er unvorsichtigerweise nun, wie schon oft in andern Fällen, auch hier soweit, die Sache auf die Kanzel und vor die Gemeinde zu bringen. Der Lärm und die Entrüstung darüber ward so groß und die sich darüber ankündigenden Schriften so Legion, daß der Senat sich endlich genöthigt fand, sich ins Mittel zu legen und alle weitern Erörterungen in dieser Sache zu verbieten. So viel aber hatte Goeze nun doch erreicht: einmal, daß er das letzte Wort behalten und dann, daß die hamburgischen Geistlichen, um dem Vorurtheil keine Nahrung zu geben, von da ab das Schauspiel bis auf lange Zeit hinaus nicht mehr besuchten.

Daß übrigens dem Theater an sich dieser ganze Kampf nicht geschadet, sondern vielmehr genützt hat, beweist am Besten der gleich nach dieser Epoche beginnende Aufschwung der zweiten Ackermann'schen Unternehmung, der wir Lessing, Schlegel, Weiße, Bode, Schiebeler und Brandes entweder brauchbare Uebersetzungen oder auch wol einige gelegentliche und durchgreifende Originalstücke zuführen sehen. Schon waren „Minna von Barnhelm“ und „Emilie Galotti“ von Lessing da, die ersten glücklichen Versuche mit

Shakspeare gemacht und Goethe mit „Götz von Berlichingen“ und „Clavigo“ im Anmarsch.

Johann Melchior Goeze, der Zionswächter mit seinem schwarzen, immer unmächtiger und unmächtiger werdenden Zauberstabe in der Hand, mußte unter seinem Zorn und Fluche hervor das deutsche Theater auf der Stelle am üppigsten emporschießen sehn, wo er es durch seinen hingeschleuderten Bannstrahl auf ewig hatte vernichten wollen. Er mußte noch Lessing's vollsten Aufgang, Shakspeare's Apotheose, Goethe's aufsteigenden Stern und die ganze Verherrlichung der Charlotte Ackermann erleben, Erlebnisse, die ihn bitter berührt haben müssen, und um so bitterer, als er nicht nur sich, sondern auch alle Die unmächtig daran werden sah, die er sich als Anhang und literarischen Zuzug sauer genug angeworben hatte.

Einer seiner glänzendsten und im Grunde wol nicht nur gebildetsten, sondern auch edelsten Mitkämpfer war der Licenciat Albrecht Wittenberg, der eine so interessante Figur jener Zeit abgibt, daß wir ihn hier ebenfalls zu erwähnen uns veranlaßt finden müssen. Am meisten bemerkenswerth hat er sich durch seine „Briefe über die hamburgische Schaubühne, Schauspieler und einige sich auf die Schaubühne beziehende Gegenstände“ in dem „Allgemeinen deutschen Wochenblatt zur Ehre der Lectüre“ 1774 und durch die mit eigenen Randglossen versehene Uebersetzung von dem „Schreiben des Herrn von Voltaire an die Académie française über den Schauspieldichter Shakspeare“ im Jahre 1777 gemacht.

Nachdem Lessing Shakspeare von Hamburg aus gewissermaßen in Deutschland inaugurirt und eine Nachahmung dieses Genies nicht nur gutgeheißen, sondern auch so angebahnt hatte, daß sie von allen Seiten massenweise angeströmt kam, bezog sich Wittenberg auf das Voltaire'sche Schreiben zurück, um mit Hülfe dieser Bezugnahme nicht nur seinem Grolle gegen das Theater im Allgemeinen, sondern auch gegen die neuentstehende dramatische Richtnug im Speziellen Luft zu machen.

Voltaire, der sich nicht nur rühmte, der erste französische Akademiker gewesen zu sein, welcher als solcher die englische Sprache lernte, sondern auch seine Nation auf Pope, Milton und Shakspeare zuerst hingewiesen zu haben, verurtheilte nichtsdestoweniger den Letztern in dem angeführten Schreiben als einen ungebildeten rohen und plumpen Autor, dessen Helden die französische Hofsprache nicht zu reden wüßten, eine Verurtheilung, in welche nicht nur Gottsched, sondern auch Friedrich der Große eingestimmt hatte und die Albrecht Wittenberg nun ebenfalls hier hervorsuchte, um damit der neuen Richtung, die das Drama in Deutschland zu nehmen begann, nachdrücklich in die Flanke fallen zu können.

Er, der für die „Andromache“ und „Phädra“ des Racine schwärmt und sich bei dieser Schwärmerei auf die Sympathie des königlichen Weisen von Sanssouci beruft, stimmt nun ganz in den, von jenen literarischen Koryphäen angeschlagenen Ton über Shakspeare ein, indem er z. B. von dem Hamlet behauptet: „daß er

von der moralischen Seite betrachtet, nicht von dem geringsten Nutzen, und von Seiten der Kunst, aller seiner einzelnen Schönheiten, starken Gedanken und interessantesten Situationen ungeachtet, ein Ungeheuer sei, das auf unserer Bühne nicht geduldet werden müsse."

An einer andern Stelle, wo er erwähnt, wie man geflissentlich überall verbreite, daß diesem seinem Ausspruch zum Trotz, der „Hamlet" in Hamburg dennoch den besondern Beifall des Publikums erhalten, sagt er ganz entrüstet: „soweit sei der gute Geschmack in Hamburg noch nicht heruntergefallen, daß man so etwas im Ernste behaupten könne." „Es gibt Männer von feinem Geschmack, großer Gelehrsamkeit und Unpartheilichkeit", meint er, „die, wenn sie „Hamlet" zum zweiten mal ansehen sollten, mit mindestens zehn Mann Wache dahin geführt werden müßten."

„Auch in Deutschland", sagt er ironisch in einer andern Anmerkung zu dem Voltaire'schen Texte, „auch in Deutschland haben unsere Genies, die viel zu feurig sind, als daß sie sich an die Regeln der Kunst, an die in der Natur begründeten drei Einheiten sollten fesseln lassen, Gebrauch von der glücklichen Freiheit (Shakspeare's) gemacht und ihr haben wir die Meisterstücke eines Goethe und Lenz, den „Götz von Berlichingen", die „Stella", die „Claudina von Villa-Bella", den „Hofmeister" und eine Menge ähnlicher Stücke zu danken, die nach zehn Jahren vergessen sein werden."

„Man fängt schon hie und da an, Goethe und

seine Freunde", heißt es ferner, „in ihren Blößen zu zeigen; nur noch eine kurze Zeit, so wird ihrer nicht mehr gedacht werden." — „Der gute Geschmack", ruft Wittenberg emphatisch bei dieser Gelegenheit aus, „der gute Geschmack kann zwar auf kurze Zeit verdrängt werden, aber ganz unterdrücken läßt er sich nicht."

Uns, die wir Shakspeare's und Goethe's Unsterblichkeit gesichert finden, müssen Auslassungen, wie diese hier mitgetheilten, natürlich im höchsten Grade lächerlich erscheinen, aber so sehr sie es in der That auch sind, sie haben doch auch eine sehr ernste Seite, nämlich den Beweis in sich, wie fraglich damals selbst diese literarischen Heroen in ihren Anfängen dastanden und wie leicht selbst bessere und gebildetere Köpfe, in einer alten Richtung verfangen, den Blick für die richtige Abschätzung einer neuen einbüßen können.

Wittenberg war, wie schon gesagt, weder ein durchaus platter noch gemüthloser Mensch, sondern einmal zunächst nur der Anhänger einer zugrunde gehenden Schule und dann ein von Goeze unter seine Fahne gezoger literarischer Soldat, der sich im Kampfe für eine verlorene und schlechte Sache langsam und elend zu Tode kämpfte.

V.

Albrecht Wittenberg, Charlotte Ackermann und Lessing.



Albrecht Wittenberg, mit dem wir uns hier noch eine Weile beschäftigen müssen, machte sich, wie wir schon angeführt haben, zumeist und zuerst allgemein in Hamburg durch seine „Briefe über die hamburgische Bühne“, welche 1774 in dem „Allgemeinen deutschen Wochenblatt zur Ehre der Lectüre“ gedruckt erschienen, man kann nicht sagen bekannt, denn diese Briefe blieben zunächst ohne den Namen ihres Verfassers, aber doch auffällig und zu einem Gegenstande nicht allein der Neugier und des Interesses, sondern auch des maßlosesten Hasses.

Wittenberg, ein an sich weiches und unleugbar poetisches Gemüth, war von der damals in Hamburg allgemein überhand nehmenden Lust für das Theater anfangs so ergriffen gewesen, daß, wie er selbst gesteht, er eine Zeitlang das Theater nicht nur allabendlich mit klopfendem Herzen besuchte, sondern in Privatgesellschaften nicht ohne Beifall manche Rolle in eigener Person ausgeführt hatte. Noch 1769 war er so voll

Enthusiasmus dafür, daß er im „Hamburger Unpartheiischen Correspondenten“ Goeze's „hämisches und bösartiges Urtheil“, wie er dessen Angriff auf Schlosser nannte, mit gewaltigem Zetermordio begleitete und wie außer sich ausrief: „Der Verfasser muß die ganze Hölle in seinem Busen gehabt haben, als er sein Urtheil aufsetzte, denn nur die Bosheit der ganzen Hölle ist fähig, einen so verläumderischen Aufsatz auszuarbeiten.“

Wie und wodurch es gekommen, daß Wittenberg von einem entschiedenen Freunde der Bühne zu dem erbittertsten Widersacher derselben hat werden können, ist nicht wohl mehr zu erklären und nachzuweisen. Wahrscheinlich aber hat er sich in seiner Liebe zum Theater von den Theatermitgliedern selbst nur schlecht belohnt gesehen und überdies, wie man mehrfach meldet, eine Neigung zu Dorothea Ackermann empfunden, in der er weder von dieser selbst, noch von ihrer Familie aufgemuntert und begünstigt wurde. Der Aerger darüber soll ihn hauptsächlich zu der Wuth gebracht haben, die wir ihn gegen das Theater und den Schauspielerstand sogleich werden äußern sehen und in welcher allein Dorothea's Schwester, die geniale Charlotte Ackermann, einigermaßen ausgenommen bleibt, entweder weil er durch diese Bevorzugung Zwiespalt in den Schooß der Familie hat bringen wollen, oder weil er wirklich vor der hinreißenden Begabung dieser Künstlerin einigen Respect empfand.

Gleich in einem seiner ersten Briefe gibt er ein sehr ausführliches Referat über sie, das hier mit-

getheilt sein mag, weil es in seiner unpartheiischen Fassung sehr wohl geeignet scheint, ein getreues Bild nicht nur von jener Schauspielerin zu geben, die neuerdings durch den bekannten Roman und das danach angefertigte Drama von Otto Müller wieder neu von Interesse geworden, sondern auch von Dem, was eine Schauspielerin damals in der Kindheit der Darstellungskunst alles in Einer Person zu leisten im Stande und benöthigt war. Wenn man so etwas liest, so sieht man, daß die verschiedenen Gattungen der Schauspielkunst damals noch bunt zusammengerüttelt, gewissermaßen in einem Topfe lagen und erst nach und nach angefangen haben, sich voneinander abzusondern.

„Diese junge Schauspielerin (sie mag ungefähr 17 Jahre alt sein)“ sagt er, „gibt in der That die größte Hoffnung von sich. Sie scheint fürs Theater geboren zu sein, und man sieht es ganz deutlich, daß sie sich demselben aus Neigung, aus natürlichem Triebe widmet. Es lodert etwas in ihrer Brust, das sie antreibt, sich ganz dieser Kunst zu ergeben; sie ist ein kleines, ruhmbegieriges Ding, und ich glaube, sie wäre im Stande, sich aufzuopfern, wenn sie nur den Beifall der Zuschauer zur Belohnung erhält. Wenigstens habe ich nicht selten zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sie sich außerordentlich angreift, und obgleich die gütige Natur sie mit außerordentlichen Kräften für ihre Jahre begabt hat, dieselben gleichwol so sehr erschöpft, daß man befürchten muß, sie werde nicht lange im Stande sein, ihre Kunst zu treiben. Und dies wäre in der That

ein großer Verlust für die Schaubühne. Mademoiselle Charlotte Ackermann ist nicht groß, aber doch ziemlich gut proportionirt und sie hat ein gewisses Embonpoint, das ihr nicht übel steht. Sie hat kleine, lebhafte Augen und verräth überhaupt viel Feuer. Ihr Gesicht ist nicht schön; die Blattern haben eine ziemliche Verwüstung in demselben angerichtet. Ich habe diese Schauspielerin einigemal vor dieser grausamen Krankheit gesehen. Sie hatte damals ein recht artiges Gesichtchen und einen ganz vortrefflichen Teint. Sie mochte ungefähr zwölf oder dreizehn Jahre alt sein; sie leistete aber schon mehr, als manche Schauspielerin von viel reifern Jahren. Ich habe sie einmal die junge Indianerin spielen gesehen; sie machte diese Rolle außerordentlich gut. Ich erinnere mich noch einer Stelle, welche sie so schön machte, daß sie Jedermanns Beifall davontrug. Sie geht ab, und läßt ihren Belton auf der Bühne zurück. Im Abgehen sah sie sich nach dem Belton um und warf einen Blick auf ihn, einen Blick!

Das war ein Blick, nur jenem zu vergleichen,
Den Coypel seinem Amor gab;
Der euer Herz gewisser zu beschleichen,
Euch schalkhaft warnt, als spräch' er: Seht ihr mich?
Ihr denkt: ich sei ein Kind, voll süßer Unschuld, ich?
Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? Wenn euch zu rathen ist,
So flieht — und doch, was hilft die kleine Frist?
Es sei nun morgen oder heute,
Ihr habt ein Herz, und das ist meine Beute.

Doch dies hübsche Gesicht, diesen vortrefflichen Teint

haben die grausamen Blattern zugrunde gerichtet. Es ist bekannt, daß durch diese Krankheit, wenn sie viel Spuren der Verwüstung hinter sich zurückläßt, die Muskeln eine Steifigkeit bekommen und ihre Beweglichkeit gar sehr verlieren. Mademoiselle Ackermann kann also jetzt Das nicht mehr mit ihrem Gesichte, wozu sie früher fähig war. Allein, was ihr in diesem Stücke abgeht, das ersetzt sie durch ihre Lebhaftigkeit, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestikulationen, durch ihre Empfindsamkeit, durch ihren Fleiß. Sie weiß gemeiniglich ihre Rollen nicht allein ungemein fertig, sondern dies geht bei ihr soweit, daß sie auch nicht selten den Mitspielern einhilft. Von ihr kann ich es mit Zuverlässigkeit behaupten, daß sie ihre Rollen studirt, daß sie in den Geist derselben eindringt, daß sie sich ganz in die Situation der Person versetzt, welche sie vorstellt. Ich habe sie in Rollen von ganz verschiedener Art gesehen. Das Kammermädchen spielt sie, als wenn sie von ihren ersten Jahren an Kammermädchen gewesen wäre, und die Dame glückt ihr ebenso gut, wie z. B. die Herzogin von Rutland, in der „Gunst der Fürsten“, eine Rolle, wodurch sie sich großen Beifall erworben und ihn verdient hat. Auch die Rolle einer Buhlerin hat sie, wiewol sie sonst, soviel mir bekannt geworden, nichts Buhlerisches in ihrem Charakter hat, in dem Lustspiele „Es ist nicht alles Gold was glänzt“, so vortrefflich ausgedrückt, daß man eine Buhlerin, die dieser Lebensart bereits Jahre ergeben gewesen, zu sehen glaubte. Man sieht hieraus, daß

dem Genie nichts zu schwer, nichts unmöglich ist. Die Männerrollen gelingen ihr gleichfalls nicht übel. So hat sie sich noch neulich in dem Lustspiele, „Der Deserteur aus Kindesliebe" als Cadet sehr vortheilhaft gezeigt, und ich kann mich unmöglich des Lachens enthalten, wenn ich mir das kleine drollige Ding als Rekrut in dem Ballet „Der weibliche Deserteur" vorstelle. Das Tanzen scheint ihre Hauptleidenschaft zu sein, sie widmet sich wenigstens dieser Kunst mit dem größten Eifer, und hat es auch in der That schon ziemlich weit darin gebracht, besonders in solchen Rollen, die Munterkeit, Mannigfaltigkeit der Aktion und viel Arbeit erfodern, wiewol ich einräumen muß, daß sie von ihrer ältern Schwester in dem, was Grazie, was Anstand im Tanze heißt, übertroffen wird. So hat sie z. B. die Schäferin im „Verliebten Genius", die Eifersüchtige in den „Traurigen Wirkungen der Eifersucht" den „Weiblichen Deserteur" ungemein gut getanzt. Mit alledem aber wünschte ich doch, daß sie dieser Kunst entsagte, oder vielmehr, daß sie sich nicht mehr in der Nothwendigkeit befände, sich derselben zu widmen, oder auch, daß sie sich derselben ganz widmete und dem Theater entsagte. Beides kann unmöglich beisammen stehen und eine dieser Künste muß dabei leiden, wo nicht vielleicht alle beide. Es ist überdies, mir wenigstens, immer anstößig, eine Person, die kurz zuvor eine große, eine ernsthafte Rolle gespielt hat, im Ballete eine komische Rolle tanzen zu sehen. Es wäre also am Besten, daß unsere kleine Künstlerin,

da sie bereits in ihren jungen Jahren die beste Hoffnung gibt, eine treffliche Schauspielerin, eine Zierde der deutschen Bühne zu werden, sich dieser Kunst gänzlich widmete und dem Tanze entsagte."

Bis hieher, meint Wittenberg, habe er nur Lob gesagt, nun wolle er aber auch die Flecken, die diese theatralische Sonne hinundwieder verdunkeln, nicht verschweigen. „Mademoiselle Ackermann", fährt er fort, „singt in den Operetten. Dies sollte sie schlechterdings bleibenlassen, sie hat gar keine Stimme zum Singen und es ist ganz unausstehlich, ihr Gekreische anzuhören. Ich glaube zwar, daß sie des Singens herzlich gern überhoben wäre und daß sie dergleichen Rollen nur gezwungen übernimmt, weil man die Stücke sonst nicht würde besetzen können; aber lieber solche Stücke gar nicht auf die Bühne gebracht, als eine Schauspielerin, die so viele andere Vorzüge hat, wodurch sie gefallen kann, in die Verlegenheit gesetzt, den Zuschauern Langeweile und sich selbst Verdruß zu machen. Sie sollte demnach, zumal da Agiren, Tanzen und Singen unmöglich miteinander bestehen können, und die Natur ihr eine Stimme zum Singen versagt hat, sich auf keine Weise bewegen lassen, Rollen in Singspielen zu übernehmen. Ich glaube auch, der strengste Richter wird sie entschuldigen, wenn sie in diesem Stücke dem Verlangen ihrer Mutter keinen Gehorsam leistet. Eben dieser Mangel der Stimme und überhaupt einige Schwäche der Brust ist der jüngern Demoiselle Ackermann auch nicht selten im Agiren hinderlich, sodaß sie

besonders solche Rollen, die einige Heftigkeit erfodern, nicht so, wie sie wol wünscht, ausführen kann. Sie fällt daher, wenn sie mit Nachdruck, wenn sie die Sprache der heftigern Leidenschaft reden will, in einen unangenehmen Baßton. Ich glaube indessen, es werde sich mit zunehmenden Jahren, und wenn Mademoiselle Ackermann ihre Stimme fleißig anstrengt, dieser Fehler größtentheils, wo nicht völlig verlieren. Soviel ist wenigstens gewiß, daß sie sich seit einigen Jahren sehr gebessert."

Findet man diese Schilderung, trotz der Begeisterung, die sie athmet, etwas kühl, so muß man bedenken, daß damals die Sprache der ersten Liebhaberinnenenthusiasten noch keine in dem Grade ausgebildete und überschwängliche war, wie sie es heutzutage ist, und daß Wittenberg ja auch durch die Verschmähung seiner Neigung zu einem gedämpftern Tone herabgestimmt ward. Wie innig, groß und lebhaft indessen seine Empfindung für Charlotte war, beweisen der Schmerz und die Trauer, welche er bei ihrem Tode bekundete, der zu einer Zeit erfolgte, wo er bereits seine letzten und stärksten Trümpfe gegen die Schaubühne ausgestellt und sie bereits gradezu als „eine öffentliche Pest", „eine Schule des Lasters" erklärt hatte. Nichtsdestoweniger stimmt er doch ganz in das allgemeine Beileid für die Verblichene ein, welches bekanntlich so groß wurde, daß sich die hamburgische Obrigkeit ins Mittel legen und den Zeitungsschreibern anbefehlen mußte, der Demoiselle Ackermann nicht weiter in ihren Blättern

zu erwähnen. Der gedruckten Klagen, Seufzer und Nachrufgedichte waren nämlich soviele geworden, daß, als sie gar nicht enden und abreißen wollten, man sich in Gefahr sah, die Stadt in den Augen der Welt lächerlich werden zu sehen. Nicht nur daß die ausgestellte Leiche außerordentlichen Zulauf erweckte, der Sarg mit Blumen, Gemälden und Gedichten förmlich überschüttet und das Gedränge bei der Beerdigung auf dem „Jungfernstiege" fast erstickend ward, wurde nach dem Begräbniß der Wunsch, der Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, auch so lärmend und emphatisch in Anregung gebracht, daß der Magistrat hier gleichfalls einschreiten und Veranlassung 'nehmen mußte, in den öffentlichen Blättern erklären zu lassen: „Da der in den hiesigen Zeitungen und Anzeigen vorgekommene Ausdruck, als würde das Publikum der verstorbenen Demoiselle Ackermann ein Monument setzen, zu allerlei ungleichen Auslegungen Veranlassung geben könnte, so wird hierdurch zur Steuer der Wahrheit angezeigt, daß das eigentliche Publikum daran keinen Theil nehme, was auch etwa von einigen Freunden der Schaubühne möchte abgezielet worden sein."

Nichtsdestoweniger muß wahr bleiben, daß nächst Klopstock's Tod nie ein anderer so große und allgemeine Trauer und eine Bestattung von diesem Pompe in Hamburg zur Folge gehabt hat. Die ganze Stadt war betrübt und in dem Maaße, daß Wittenberg selbst darüber schrieb: „Wäre ein Mann gestorben, der unsere Stadt vom Untergange errettet hätte, so hätte die

Bestürzung, das Wehklagen nicht größer sein können. Nicht nur süße, junge Herrchen und blühende Mädchen, sondern auch Leute von gesetzteren Jahren vergossen Thränen um die Verstorbene. An der Börse ward an dem Mittage ihres Sterbetages fast von keinem andern Gegenstande gesprochen und nicht wenige unserer ältern Kaufleute, die jedes Ding von der rechten Seite ansehen, haben sich gegen mich beklagt, daß zu ihrem größten Verdrusse ihre Geschäfte wären liegen geblieben, und daß man von nichts anderm, als von dem Tode der Demoiselle Ackermann habe hören wollen."

Wenn er sich auch gegen die Errichtung eines öffentlichen Monuments erklärte, besonders aus dem Grunde, weil Hamburg bis dahin noch keinem Verdienste, und nicht einmal Hagedorn eines gesetzt, rieth er doch an: ein Bild in Kupferstich von ihr anfertigen zu lassen. „An Käufern würde es gewiß nicht fehlen", sagt er bei dieser Gelegenheit, „das daraus gelöste Geld müßte zu dem restirenden Ertrage der Subscription geschlagen und entweder zu einer Leibrente für die ältere Demoiselle Ackermann ausgethan oder auch zu einem Fonds gemacht werden, unvermögende abgelebte Schauspieler dadurch zu unterstützen. Ich bin überzeugt, kein Schauspieler der hamburgischen Bühne wird sich weigern, von seiner wöchentlichen Besoldung eine Kleinigkeit zur Vermehrung dieses Fonds beizutragen, wodurch er denn zugleich ein Recht bekäme, wenn er alt und unvermögend werden sollte, jährlich etwas zu seiner Unterstützung von den Zinsen dieses Fonds zu genießen. Auf diese

Weise würde für den Unterhalt der Schauspieler, die in ihrem Alter gemeiniglich darben müssen, gesorgt, und es könnte dem Fonds, da von den Subscriptionsgeldern zu einem Denkmale für Charlotte Ackermann die erste Anlage dazu gemacht worden, der Name dieser Schauspielerin beigelegt werden.“

An ihrem Begräbnißtage erschien folgendes Gedicht von ihm gedruckt:

Sie ist nicht mehr! So fällt vom Sturm entblättert
Die Frühlingsrose, kaum noch aufgeblüht,
Des Gartens Stolz am frühen Morgen noch,
Und schon in Staub, bevor den Scheitelpunkt
Die Sonn' erreicht, verblüht, verwelkt, vergessen!
Vergessen? Nein! Sie lebt in tausend Herzen.
Emilie, wer könnte dich vergessen?
Dich Rutland! dich Olivia! Den Stolz
Der deutschen Bühne; dich, Nachahmerin
Der Scenen dieses Lebens, jeden Standes —
Selbst unnachahmlich, durch dich selbst gebildet,
Zu groß, zu feurig, sklavisch nachzuahmen,
Wär's auch das große Muster einer Henselin!
Zu früh, zu früh ein Raub des Todes ach!
Doch nur zu früh für uns. — Den ganzen Ruhm,
Den ohne Hülf', durch feuriges Bestreben
Sich dein Genie erwarb, nimmst du ins Grab
Und ruhst im Schooße der Unsterblichkeit
Von deiner Arbeit aus; und unsre Zähren
Begleiten deinen Sarg. — So ruhe sanft,
Glückselige! und ihr, ihr weichern Seelen,
Ihr, die die Zauberin zu sanften Thränen
Sonst reizte, folget weinend ihrer Bahre,
Und streuet Blumen auf Charlottens Grab.

Will man die Größe des Talents der Char-

ren Gesinnungen ihres verdorbenen Herzens, ihre niederträchtige Denkungsart, ihren gegeneinander hegenden Neid, ihre schlechten Grundsätze kennen und verabscheuen zu lernen. Dies gab mir den Anlaß, meine Briefe über das Theater zu schreiben, und es gereut mich nicht, daß ich sie geschrieben habe; nur Eins gereuet mich, daß ich mich nicht gleich dem Publiko entdeckt, daß ich durch so viele Umschweife zu meinem Zwecke, die Schädlichkeit der Bühne meinen Lesern zu zeigen, zu gelangen gesucht habe. Künftig werde ich meinen Weg grade fortgehen; kann ich dem Strome dieses Verderbens, wie ich gar wohl einsehe, nicht gänzlich Einhalt thun, so werde ich doch vielleicht noch Einen oder den Andern retten, der von den Wirbeln desselben bereits fortgerissen wird; vielleicht werde ich einige Eltern aufmerksam machen und sie bewegen, ihren Kindern ein Vergnügen zu versagen, wodurch gewiß der erste Grund (ich rede aus trauriger Erfahrung!) zum Bösen bei ihnen gelegt, wodurch ihr zartes, aller Eindrücke, guter sowol als böser, gleich fähiges Herz verdorben wird, und sie auf den Weg des Verderbens geleitet werden. Ich werde mich für belohnt, für mehr als belohnt halten, wenn ich auch nur Eine einzige Seele retten, nur Ein verlorenes Schaf aus der Irre zurückbringen kann."

Nachdem er nun Alles, was er früher zum Vortheile der Bühne geschrieben, ungeschrieben wünscht und erklärt hat, daß das Theater „eine öffentliche Pest", „eine Schule des Lasters" ist, und Pastor Goeze um

Verzeihung gebeten hat, wegen der früheren Anfeindungen bei Gelegenheit des Streites über die Sittlichkeit der Schaubühne, schließt er die Apostrophe an diesen mit folgenden Worten: „Gott erhalte diesen muthigen Vertheidiger der Wahrheit nebst andern rechtschaffenen Lehrern des evangelischen Sions, die sich mit ihm dem Strome des allgemeinen Verderbens widersetzen, noch viele Jahre; er setze ihn zu einem Felsen, an dem die Feinde der Wahrheit scheitern mögen und gebe ihm Kräfte, daß er seinem Amte mit Freuden vorstehen und auch besonders seine unter Händen habende Geschichte des niedersächsischen Bibelwerks der gelehrten Welt bald mittheilen könne."

Nachdem nun Wittenberg in seinem 29. Briefe die Erklärung abgegeben, daß er es ganz in der Ordnung fände, den Stand der Schauspieler als infam anzusehen und meint, der Staat müsse, da das Theater nun einmal nicht mehr ganz zu unterdrücken ginge, wenigstens sehen, ihm soviel wie möglich von seiner Schädlichkeit zu nehmen, schlägt er zu diesem Ende vor:

„Die Schaubühne und ihre Direktion muß Denjenigen, in deren Händen sie bisher gewesen ist, völlig genommen werden; der Staat muß die Besorgung derselben übernehmen und die Kosten dazu hergeben. Die Ursachen dieser Foderung sind folgende: Einem sogenannten Prinzipal liegt wenig daran, ob die Bürger eines Staats durch seine Vorstellungen gebessert, oder ob sie dadurch zu Untugenden und Lastern gereizt werden. Er hat selbst gemeiniglich (ich rede

von den meisten Truppen in Deutschland, auch die Ackermannische nicht ausgenommen) keinen gewissen Wohnsitz, er ist, so zu reden, unstät und flüchtig auf Erden. Was geht es ihn also an, ob der Staat, in welchem er sich auf eine Zeitlang aufhält, in blühendem Wohlstand sei oder ob er sich seinem Untergange nähere? Ja, sein Interesse erfodert es, durch seine Vorstellungen dem Laster gewissermaßen Vorschub zu thun. Der Mensch ist, vermöge seines natürlichen Verderbnisses, immer zum Bösen geneigter als zum Guten. Daher kommt es, daß das Schauspielhaus stets voller von Zuschauern ist, wenn Stücke aufgeführt werden, die mit Narrenpossen und lustigen Schwänken angefüllt sind, als wenn man ernsthafte, moralische Stücke auf die Bühne bringt. Dies lehrt, wenigstens in Hamburg, die tägliche Erfahrung. Da nun ein Prinzipal nur darauf sieht, seinen Beutel zu füllen, so ist es natürlich, daß er lieber Possenspiele, als ernsthafte, eine gesunde Moral enthaltende Stücke aufführen wird; und wenn er etwa einige von der letztern Gattung vorstellen läßt, so wird er doch den guten Eindruck, den es etwa gemacht haben könnte, durch ein lustiges Nachspiel, oder durch ein mit Zoten angefülltes Ballet wieder zu schwächen, wo nicht gar auszutilgen suchen. Wenn hingegen der Staat die Direktion der Bühne übernommen hat, so fällt alles dieses weg. Der Staat darf nicht auf Ueberschuß sehen; an der Besserung der Bürger ist ihm mehr gelegen, als an einem geringen Gewinn. Schaden darf er nicht befürchten, weil die

Kosten, wenn das Schauspielhaus auch nur mittelmäßig besucht wird, doch immer herauskommen, zumal da der Staat verschiedene Kosten sparen kann, die ein Principal nicht zu vermeiden vermag. Und gesetzt, er büßte einige tausend Thaler dabei ein, sind diese wol gegen den Nutzen zu rechnen, den er durch übernommene Direktion der Bühne stiftet, oder gegen das Böse, das er dadurch verhütet? Was ist also heilsamer als daß der Staat selbst die Besorgung der Bühne übernehme? Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Es ist nicht unmöglich, daß auch unter der Direktion des Staats die Einkünfte der Bühne die Ausgaben übersteigen können; und könnte dieser Ueberschuß wol nützlicher, als zur Unterstützung der Armen angewendet werden? Auf diese Weise würde die Schaubühne, wenn sie auch nichts zur Besserung der Bürger beitragen sollte, dem Staate wahrhaftig nützlich."

In seinem letzten Briefe kommt Wittenberg darauf zurück und fodert da noch einmal und zwar ganz kategorisch „daß der Staat einen Mann verordne, dessen einziges Geschäft es sei, über die Bühne zu wachen, und der Alles, was auf selbige Beziehung hat, unter seiner Aufsicht haben muß. Es ist nicht genug, daß dies ein Mann von Einsicht, von feinem Geschmacke sei, daß er die Bühne kenne, sondern es muß hauptsächlich ein Mann von gesunden moralischen Grundsätzen sein. Die jetzigen sogenannten Direktoren der Schaubühne, wie sich diese Herren seit einiger Zeit zu nennen für gut befunden haben, oder die Principale

sind nichts weniger als beides. Ihre Einsichten sind gemeiniglich sehr eingeschränkt, ihr Geschmack ist verdorben und ihr moralischer Charakter ist fast immer wenigstens sehr zweideutig. Bei ihnen bestimmt nicht die innere Güte eines Stückes, sondern ihr Eigennutz die Aufführung desselben. Ein Mann hingegen, den der Staat, nach reiflicher Prüfung seiner Einsichten sowol, als seiner moralischen Grundsätze, zum Aufseher über die Bühne gesetzt hat, wird nach ganz andern Grundsätzen urtheilen. Er wird ein Stück nicht deswegen wählen, weil er glaubt, daß es eine Menge Zuschauer herbeilocken werde, sondern weil er es für ein Schauspiel hält, das seinen Mitbürgern einen Zeitvertreib verschaffen, ja ihnen wol gar nützlich sein kann. Diesem Manne muß es freistehen, anstößige Stellen aus sonst guten, aufzuführenden Stücken wegzustreichen und durch andere zu ersetzen. Er muß ferner darauf sehen, daß Alles, was auf die Religion auch nur die geringste Beziehung hat, von der Bühne bleibe. Man mag zur Vertheidigung der Schauspiele, wozu der Stoff aus der heiligen Geschichte genommen ist, sagen was man will, so ist es doch immer anstößig, dergleichen Geschichten von profanen Leuten, deren Leben gemeiniglich den Vorschriften der Moral sowol als der Religion zuwiderläuft, vorstellen zu sehen. Ebenso ärgerlich ist es, den Namen Gottes so oft von unheiligem Munde auf der Bühne mißbrauchen zu hören, und die Gegenstände unserer Anbetung dadurch erniedrigt zu sehen.

Ebenso wenig schickt es sich, grobe Laster auf der

Bühne darzustellen. Verbrechen müssen von der Obrigkeit bestraft werden, und Laster gehören für die Kanzeln. Die Bühne muß sich blos mit dem Lächerlichen beschäftigen und mit solchen Fehlern, die weder von der Obrigkeit bestraft, noch von den Kanzeln gerügt werden können. Diese darf der Schauspieldichter zum Gegenstand des Spottes machen und sie von verschiedenen Seiten auf der Bühne zeigen, und dies Feld ist so weitläuftig, es ist so fruchtbar an Gegenständen, daß mit der Bearbeitung desselben sich unsere Nachkommen noch beschäftigen können."

„Es muß aber dem Aufseher der Schaubühne", fährt er fort, „nicht allein die Aufsicht über die aufzuführenden Stücke, sondern auch über die Schauspieler selbst von der Obrigkeit anvertraut werden. Es muß die Wahl der Schauspieler und Schauspielerinnen schlechterdings von ihm abhängen, und er muß in der Wahl derselben äußerst behutsam verfahren. Niemand kann es leugnen, daß bei der jetzigen Einrichtung der Schaubühne in keinem Stande mehr lüderliche Leute, nach Proportion, anzutreffen sind als unter den Schauspielern und Schauspielerinnen. Diese Leute, die auf der Bühne Moral und Tugend predigen, sind im gemeinen Leben meistens grade das Gegentheil ihrer Lehren; ja sie sind so unverschämt, daß sie ihre Laster nicht einmal heimlich treiben, sondern sich derselben wol gar öffentlich rühmen."

Indem er nun sagt, daß es ihm nicht schwer sein würde, Beispiele namhaft zu machen, verlangt er also

einen Aufwand die sogenannten Direktoren und Direktricen der Bühne machen; wieviel Geld sie auf eine unnütze Weise verschwenden, wieviel Umläufer sie ernähren, deren man bei der Bühne gänzlich entbehren könnte, und daß sie bei allem diesem doch Geld auflegen. Was ist also weiter nöthig als daß ein Aufseher der Bühne ökonomisch sei, daß er den unnützen und überflüssigen Aufwand einschränke, um soviel zu ersparen, daß davon nicht allein die auf eine Schauspielerschule zu verwendenden Kosten bestritten, sondern auch noch ein Ansehnliches erübrigt werden könne, welches zum Besten des Staats, oder zur Unterhaltung armer Leute und elternloser Kinder, wie in Amsterdam, angewendet werden kann. Ich glaube, wenn man die Bühne nach der von mir in Vorschlag gebrachten Art reformirte und die Einkünfte derselben zu einem so gemeinnützigen Gebrauch bestimmte, daß alsdann auch Diejenigen, welche jetzt das Schauspielhaus nicht besuchen, sich ein Vergnügen daraus machen würden, bisweilen einen Abend in demselben zuzubringen, und ihr Geld zur Errichtung eines so löblichen Endzweckes beizutragen."

Dies war der Haupttrumpf und zugleich derjenige, mit dessen Ausspielen Wittenberg von dem Schauplatze abtrat.

Vor und neben ihn hin fallen aber noch viele andere, von denen wir wenigstens einige anführen müssen. So z. B. den, welchen er gegen das Kokettiren der Schauspieler und Schauspielerinnen mit dem Publikum

zum Besten gibt und wovon die Rüge an sich in vielen Fällen wol auch heute noch als passend gelten darf. Das darauf bezügliche Epigramm lautet folgendermaßen:

Der Briten große Königin,
Wie stolz tritt sie einher,
Schielt über ihren Essex hin
Und buhlt mit dem Parterre.
Indeß, daß Essex, dieser Held,
So kühn als tugendhaft,
Zu ihren Füßen niederfällt
Und — nach der Loge gafft.

Auch über die hohen Gagen der Künstler beginnt er bereits zu eifern und sie im Verhältniß zu andern Verdiensten übertrieben zu finden. Er sagt: „Damals (zu Koch's und Schönemann's Zeiten, 1763) bekam ein Schauspieler, der die ersten Rollen spielte, wöchentlich etwa zwei, und wenn es hoch kam, drei Reichsthaler. Ein Eckhof und Ackermann bekamen anfänglich wöchentlich gar nur vier Mark und mußten doch davon leben. Aber Ackermann wohnte damals in einem kleinen Dachstübchen und bemühte sich mit seiner Profession als Wundarzt nebenher etwas zu verdienen. Damals besuchten die Schauspieler noch nicht täglich die Kaffeehäuser, noch des Abends die Gasthäuser, sie spielten nicht, sie trabten nicht in vergoldeten Kleidern einher, sie verabredeten keine Parties de plaisir, und ein Eckhof und Starke erwarben sich gleichwol solche Hochachtung, um welche sich jetzt die meisten Schauspieler bei allem ihrem Aufwande, umsonst bewerben

dürften. Jetzt hingegen würde auch der mittelmäßigste Schauspieler es sehr übel nehmen, wenn ihm ein Principal wöchentlich drei Thaler bieten wollte. Wenigstens bekommt er noch einmal soviel, ja mancher ist mit zehn Thalern nicht zufrieden; dahingegen soviel rechtschaffene Leute, die sich den ganzen Tag mit dem Unterrichten der Jugend beschäftigen, und dem Staate dadurch den wesentlichsten Dienst leisten, der nur möglich ist, wöchentlich kaum ein Paar Thaler mit saurer Mühe und im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Ist nicht allein dieser Umstand in einem wohl eingerichteten Staate von hinlänglicher Wichtigkeit, die Schauspiele aus demselben zu verbannen oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen zu dulden? Und bei dem jetzigen starken Lohne sind gleichwol die Schauspieler ungleich schlechter als jene, die so kümmerlich ihr Auskommen hatten; sie wenden viel weniger Fleiß als jene an, wie jedweder einräumen muß, der die ehemalige Schönemann'sche und Koch'sche Truppe gesehen hat, und zwischen selbigen und der jetzigen Ackermann'schen eine Vergleichung anstellt." „Sollte hier wol eben das wahr sein", fragt er, „was man von den Dichtern behaupten will, nämlich, daß die Vorsehung diese nur darum so kümmerlich nähre, weil sie dann um so besser sängen?"

Ueber Shakspeare's Einfluß von England her ist er so erbost, daß er in seinem Grimm soweit geht die lächerliche Behauptung aufzustellen, London beweise, wie die Lust zum Theater mit dem Verfalle der Hand-

lung und dem Mangel an Geschäften zunehme. Solange die Handlung im Flor sei, sagt er, liebten die Patrizier Geschäfte und nach diesen zur Erholung große Gelage und hohes Kartenspiel. Verarmung und Einschränkung aber brächten die Bürger dazu, Unterhaltung im Theater zu suchen. Ein prosperirendes Theater also sei der Barometer, welcher das Sinken des Handels constatire, wie ein außer acht gelassenes seinen Flor bekunde.

Mit diesem Ausspruche wollte er die Kaufmannswelt schrecken, in der das Theater damals grade soviel Gunst gefunden, daß Löwen z. B. in einem von seinen Prologen von der Schauspielkunst nicht nur sagen konnte:

> Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier,
> In Rom, in Gallien, in Albion, und . . . . . . hier.
> Lang' hat sie sich umsonst nach Bühnen umgesehn;
> In Hamburg fand sie Schutz: hier sei denn ihr Athen!

sondern auch den Muth gewann, Gotthold Ephraim Lessing, den größten Geist seiner Zeit, an dieses heranzuziehen.

Von Lessings großer und universeller Bedeutung eine erschöpfende Darlegung zu geben, ist hier nicht der Ort, schon darum nicht, weil uns dieses Unternehmen weit über den Rahmen hinausführen würde, der uns für den Gegenstand dieses Buches gesteckt erscheinen muß. Alles, was uns als verstattet gelten darf, mag ein kurzer Abriß des Lebens und der Wirksamkeit dieses Autors in Hamburg sein, wohin

ihn, wie schon früher gesagt wurde, Löwen's Anstoß gerufen hat.

Lessing, den zu seinen Lebzeiten sein Vaterland weder zu würdigen noch angemessen zu placiren wußte, sagt in der letzten Nummer seiner „Hamburger Dramaturgie", die am 19. April 1768 erschien, sehr offen und bescheiden über sich und seine Berufung Folgendes:

„Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne, so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wol nützlich sein könnte. — Ich stand eben am Markte und war müßig; Niemand wollte mich dingen; ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis grade auf diese Freunde. Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein, glauben konnte."

Dieses offenherzige Bekenntniß, das uns auf der einen Seite das deutsche Schriftstellerthum in seinem ganzen prekairen Condottieriwesen darthut, zeigt uns auf der andern zugleich die überall zugreifende Vielseitigkeit Lessing's, die große Fähigkeit, sich in alle mög-

lichen Richtungen hineinzufinden und jedem Fache gerecht zu werden, eine Fähigkeit, die Danzel sehr geistreich in einem eigenen Passus seines Werkes charakterisirt hat und welchen wir schon deswegen hier mittheilen wollen, weil er angethan ist, sogleich schlagend und überführend darzuthun, wie und warum Lessing in Hamburg der erste Dramaturg Deutschlands hat werden können.

Als Danzel in „Lessings Leben“ von dessen Aufenthalt in der Universitätsstadt Wittenberg spricht, sagt er: „Es wird uns von Alcibiades überliefert, er habe sich an allen Orten, wo er sich aufgehalten, grade in demjenigen auszuzeichnen gewußt, worauf man eben dort den meisten Werth gelegt; so sei er allen Athenern an würdevollem Auftreten, allen Böotiern an Leibeskraft, allen Lacedämoniern an Mäßigkeit, allen Thrakern an Prästanz im Trunke und in der Liebe überlegen gewesen. Etwas Aehnliches läßt sich von Lessing in Bezug auf die verschiedenen geistigen Gebiete, auf welche er sich eingelassen hat, behaupten. In Leipzig hatte er einen Dichterkreis und ein Theater gefunden, und hier war er einer der besten Lyriker und der erste Dramatiker des Jahrzehnds geworden; in Berlin hatte er in prosaischer Schriftstellerei seinen Freund Mylius und die übrigen deutschen und französischen Literaten überflügelt; nun kam er an einen Hauptsitz gründlicher und gottseliger Gelehrsamkeit, nach Wittenberg, und hier besiegte er einen Mann, der sich in diesem Fache den größten Namen gemacht hatte.“

Wie Lessing in Leipzig die Lyrik und ein beginnendes Drama (Leipzig und Hamburg haben in diesen beiden Dingen eine lange Zeit concurrirt), in Berlin Kritik und Philosphie, in Wittenberg die Theologie fand und alle in diesen Fächern arbeitenden Geister an diesen Orten bald überflügelte, so traf er in Hamburg ein Theater und viele tüchtige und begabte Männer in der Arbeit, es zu einem Gemeingut der Nation zu machen, die er, an ihrer Arbeit sich betheiligend, gleich mit dem ersten Anlauf weit überholte.

Seine „Hamburger Dramaturgie“, dieses goldene Buch der deutschen Bühne, das noch heut von der grandiosesten Bedeutung ist und der Ahnung Raum läßt, daß das moderne Drama in Deutschland seine Vollendung finden werde, sollte, wie er in der Einleitung sagt: „jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowol des Dichters als des Schauspielers hier thun wird.“

Wenn er diesem Verspechen und namentlich in Bezug auf die Kunst des Schauspielers nicht ganz getreu geblieben, so ist dies nicht seine, sondern die Schuld der Künstler und besonders einer Künstlerin, der Madame Hensel. Von dieser hatte er im zwanzigsten Stück seines Blattes bei Gelegenheit einer von ihr meisterhaft gespielten Rolle gesagt: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen, oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununter-

brochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrice ist für die Rolle zu groß (nämlich ihrem Genie nach). Mich dünkt, einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Kadeten exercirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“

Diese Aeußerung, wenn sie immerhin ihr Schneidendes haben mochte und wahrscheinlich wol die Rollensucht der Darstellerin tadeln sollte, war dennoch in so schmeichelhafter Fassung für diese abgegeben, daß sie wol darüber hätte hinwegsehen können, auch wenn sie sich getroffen fühlen mochte. Daß sie es nicht that und es sich förmlich bei Lessing verbat, je wieder in seinen Berichten von ihm genannt zu werden, bestimmte ihn, nächst andern nicht minder kläglichen Anfechtungen, denen er sich ausgesetzt sehen mußte, die Kritik der Akteure gänzlich aufzugeben.

Daß Rötscher, der bekannte berliner Kritiker der Neuzeit, irre, wenn er sage: „Lessing verließ, weil ihn der größere Kampf gegen die Tyrannei der französischen Poesie und Kunstrichterei wie für die Selbstständigkeit des deutschen Geistes ganz in Anspruch nahm, gleich im Anfange seiner Dramaturgie die Bahn, auch dem Schauspieler Führer zu werden“, hat schon Danzel nachgewiesen, indem er anführte, daß der Schauspieler, wie der hier beregte Vorfall darthut, eben nicht geführt sein wollte. Erst als der Schauspieler, trotzig und störrisch, die Anleitung Lessing's von der Hand wies,

stellte er diese ein, um der Leiter und Führer des Geistes einer ganzen Nation zu werden; eine Aufgabe, die ihm leichter als die Bildung einiger Künstlerköpfe ward und welche er so großartig und vollständig durchgesetzt hat, daß er eine allgemeine Umwälzung von den Begriffen unserer Schaubühne vollführend, aufs Neue das bekannte Schauspiel der kleinen Ursachen und der großen Wirkungen gab.

Der Gang und die Richtung, die unser Drama genommen, sind diesem allein von Lessing gewiesen worden. Lessing war es, der die französische Reifrock- und Goldbrokat-Tragödie, diese gepuderte und courfähige Nachahmung der antiken Bühne, die Corneille, Racine und Voltaire für Deutschland von ihren Postamenten stürzte und somit dem deutschen Drama gewissermaßen die Gasse in das frische Leben seines eigenen Volkes hineinhieb. Daß Shakspeare für uns möglich, Goethe und Schiller denkbar wurden, ist das riesenhafte und gigantische Werk Lessing's. Ohne Lessing läge unser Schauspiel vielleicht noch heute unter dem Banne jener französischen Classiker, und wenn eine neue Schule in Frankreich auch dort sich von der Steifigkeit ihrer Regeln zu befreien und loszumachen gesucht hat, so ist das nicht weniger ein Resultat der „Hamburger Dramaturgie", die so groß und erhaben dasteht, wie nicht leicht ein anderes Werk dieser Gattung.

Daß Lessing sie aber grade in Hamburg schrieb und mit der Benennung einer „Hamburger Dramaturgie" bezeichnete, ist durchaus weder ein Zufall der

Umstände, noch eine bloße Willkühr von seiner Seite. Der ganze Akt war eine durch die obwaltenden Verhältnisse bedungene Nothwendigkeit. Nur Hamburg konnte diese Dramaturgie erzeugen, nur Hamburg sie entstehen machen. Wenn sie wo anders möglich gewesen wäre, warum schrieb sie Lessing dann nicht in Leipzig oder in Berlin? An dem erstern Orte herrschte Gottsched mit seinem Einfluß und an dem letztern Friedrich mit seinem vergötterten Voltaire. Gegen Beide befand sich Lessing in geistiger Opposition und gegen Beide schon erhob er sich mit dem Hinweis auf Shakspeare. Allein, um diese Opposition zu zeitigen und jenen Hinweis von äußerstem Nachdruck werden zu lassen, dazu boten ihm weder die in Berlin noch in Leipzig vorwaltenden Interessen den nöthigen Vorschub. Diesen Vorschub konnte ihm nur Hamburg leisten, dessen geistiger Schwerpunkt damals ausschließlich im Theater beruhte. Aus diesem heraus verfaßte er seine Dramaturgie, deren Keim unter Gottsched gelegt, in dem Widerstande gegen Friedrich's des Großen unnationale Sympathie trotzig angeschwollen war und nun hier in Hamburg zum bewußtvollen Durchbruch gelangte und gelangen konnte, da er sich hier England und dessen ganze damalige Bildung nicht nur nahegeführt und zugänglich gemacht, sondern auch von allen Seiten bereits in die Bevölkerung übergegangen, mithelfend zur Seite gestellt sah.

Die kritische Tragweite dieser Dramaturgie ist darum denn allerdings auch eine bei weitem größere, als man sich gemeinhin träumen läßt. Sie erstreckt

sich über den Rahmen der Bühne hinaus, in die Gebiete aller geistigen Richtungen hinein, aus denen sie überall den französischen, von den deutschen Regenten und besonders von Friedrich dem Großen von Preußen beliebten und begünstigten Einfluß so sieghaft vertreibt, daß da endlich wieder einmal das Volk, zu sich selber kommend, Muth gewinnt, sich auf sich selbst zu stützen.

Als Lessing seine Dramaturgie abschloß, rief er wehmüthig aus: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.“

Allein dieser Ausruf, der entschieden einen Vorwurf gegen Friedrich den Großen enthielt und damaligen hamburgischen Organen auch den Muth gab, ihn offen und gradezu gegen diesen König auszusprechen, war und ist zum Theil zwar noch immer richtig, zeigt aber doch nur an, daß Lessing in seiner ihm angeborenen Bescheidenheit seine eigene Wirksamkeit viel zu gering angeschlagen hat. Das, was er wollte und in seiner Dramaturgie anzubahnen beabsichtigte, war keine Sache, die von heute zu morgen Platz greifen konnte, sondern Jahre und Decennien brauchte, um sich Geltung zu verschaffen. Das eben ist die Macht des Genies, daß es auf langehin lebendig fortwirkend bleibt und seine Aufgabe vollzieht, mögen auch ganze Menschenalter sich mit ihrem Schutte darüberwälzen. Die „Hamburger Dramaturgie“ ist ein Werk von solcher Macht und der Geist ihrer Mission noch heute ein Weckruf unserer Nation.



VI.

Lessing, der alte Reimarus und Anti-Goeze.

selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, daß etwas geschehen könne? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht gefördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen."

Wir sehen also hier Lessing demselben Mißbehagen und Unmuthe zur Beute gegeben, denen mehr oder minder Alle anheimfielen, die sich des deutschen Theaters angenommen. Nur war Lessing nicht der Mann, wie Löwen und Andere an einer Verstimmung dieser Art zugrunde zu gehen. Ganz ein Mensch von antikem Sinn war er im Stande Alles, auch das Schrecklichste zu verwinden, ohne sich und sein Streben darüber aus dem Auge zu verlieren. Als 1778 bei der Geburt eines Sohnes ihm die Frau mit dem Kinde zugleich durch den Tod entrissen wurde, ist der Ton seiner Briefe, in denen er seinen Freunden die Trauerbotschaft mittheilt, ein durchaus gefaßter und eher herber, als weicher. „Meine Frau ist todt", schreibt er, „und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können und bin ganz leicht." Wie schwer ihn aber diese Leichtigkeit angeht, beweist eine gleich darauf folgende Stelle, in der es heißt: „Wenn Du diese Frau gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich nie wieder so sehen, wie Moses (Mendelssohn) mich gesehen, so ruhig und zufrieden in meinen vier

Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient!"

Wer erkennt in diesen Worten nicht die Sprache der echten Männlichkeit, und ein Bild dieser echten Männlichkeit ist uns im Schaffen, Leben und Charakter Lessing's in so prägnanter Weise gegeben, wie in keinem andern deutschen Schriftsteller der neuern Zeit. Abhold aller Verschwommenheit der Empfindung und Unklarheit des Gefühls wie der Frivolität und Laxheit der Sitten und moralischen Begriffe, verwarf er, trotz der Verehrung, die er für die Talente Wieland's und Goethe's empfand, dennoch den „Agathon" des Einen sowol, wie den „Werther" des Andern. Ganz antik ist auch der Zug in ihm, mit dem er das Schmachten über Musik und schöne Natur nicht mag und gelegentlich der Frühlingsenthusiasten mit scherzhaften Paradoxen spottet. (Gervinus.) Es ist bekannt von ihm, daß, als man ihn einmal zur Rede stellend, fragte: warum er nicht spazierenginge, den Frühling zu genießen, mit lachendem Munde zur Antwort gab: „Mein Gott, sie ist immer so gleich, diese Natur! Ja, wenn sie einmal roth statt grün aufgehen möchte!" Von der Musik neigt er sich fort zu den plastischen Künsten und in diesen plastischen Künsten ist es wieder die Skulptur, die er der Malerei vorzieht. Schon in früher Jugend

fand er Gefallen an Plautus und Terenz, und statt seine Jünglingsempfindungen in steifen und geschraubten Versen gravitätisch und ernsthaft auszulassen, liebte er es, sie in anakreontischen Scherzen so ungebunden und frei flattern zu lassen, daß seine eigene Schwester erstaunt und erschrocken darüber, sie ihm aus dem Pulte stahl und verbrannte, wofür er ihr zur Abkühlung ihres Eifers neckisch eine Handvoll Schnee in den Busen steckte. Bedenklich schüttelt er später den Kopf zu der religiösen Empfindelei Klopstock's, und als er einen Brief des jungen Grafen Leopold von Stolberg sah, in welchem dieser für Lavater schwärmt, lächelte er darüber und erkannte in dem frühzeitigen Genie Wurmstich. Das Schlichte, Einfache, Unübertriebene ging ihm über Alles, auch in der Religion. „Wie der lebensthätige Grieche grübelt er über das ewige Dunkel der Unsterblichkeit wenig. Soviel haben wir erkannt, sagt er irgendwo, daß dem Menschen mit dem Wissen der Zukunft hier auf Erden wenig gedient ist; wann wird es der Vernunft gelingen, die Begierde, das Nähere von dem künftigen Leben zu wissen, ebenso verdächtig zu machen? Jene erste Begierde hat große Verirrungen angestiftet, denen die Alten durch schickliche Erdichtungen vorbeugten, größer aber sind die, die aus der letztern entstehen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren die Thoren das gegenwärtige. Kann man ein künftiges Leben nicht ebenso abwarten wie einen künftigen Tag? Dieser Grund gegen die Astrologie ist auch einer gegen alle geoffen-

barte Religion. Wenn es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollte man sie lieber nicht lernen. Und wenn es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unbezweifelt unterrichtete, so sollten wir sie lieber nicht hören." (Gervinus.)

Auch hierin zeigt sich das Männliche seines Geistes, der ganz auf das Reale und Wirkliche gerichtet, keine Mühe an das Vague und Ungewisse weggeworfen sehen wollte. Seine Philosophie ging, wie Schlegel sagt, grade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion, d. h. auf das, was dem menschlichen Geiste als einzig faßbar und bewußt in der Religion erscheinen kann. Und wie ihm die gesunde Schönheit überall das Göttlichste und Größte ist, so erkennt er auch nur die Religion als die echte an, die uns auf das Schöne zurückbringt, auch im Gefühl, denn im Gefühl liegt nach ihm besonders die Religion, ein Ausspruch, den, wie bekannt, Goethe später seinem Faust in den Mund gelegt hat.

Daß Lessing ihn aber zuerst that und thun konnte, erklärt sich dadurch, daß bei ihm das Gefühl weder eine weibische Schwäche, noch eine abgenutzte Sache des alltäglichen Gebrauchs, sondern etwas sehr Hehres und Heiliges, gewissermaßen etwas Sonntägliches war. Er war ein Gefühlsmensch im höhern Sinne des Worts und nur ebenso viel und so sehr, als das bei einem Manne in der wahren Bedeutung der Fall sein kann und darf.

Empfindeln und Tändeln lag nicht in seiner Art und konnte in seiner Art nicht liegen. Er war eine

Erscheinung, wie Luther eine gewesen und wie Dieser, so greift auch er Alles und selbst den Scherz mit einem gewissen Ernste an. Er ist es denn auch zuerst, welcher die Schriftstellerei gewissermaßen zum vollgültigen Metier machend, mehr als je ein Anderer vor ihm von dem Ertrage seiner Feder gelebt und den ganzen Mannesgehalt in ihren Gebrauch gesetzt hat. Daher stand es denn auch grade ihm so wohl an, zu schreiben: „Das Meiste, was wir Deutschen noch in der Schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffodert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf .... Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anderes schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höhern Fakultäten, eine gute Chronik der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher kommt es denn auch, daß unsere Schöne Literatur, ich will nicht blos sagen gegen die der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehn hat und noch

lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will. Welche Nahrung kann so ein Mann z. B. in unsern höchst trivialen Komödien finden?"

Man sieht, Lessing war die Literatur nicht Das, was in Hamlet's Augen dem Schauspieler die Hekuba ist; er gab nicht die Träume seiner Jugend, seine schönen Jünglingsempfindungen, die Thränen seiner ersten Liebe hinein: er setzte den ganzen und vollen Gehalt seines Lebens daran, er setzte ihn daran, trotzdem er wußte, daß das bei den Deutschen eine sehr wenig gedankte und gelohnte Sache sei. Als er die dramatische Literatur der Franzosen verwarf, rief er am Ende schmerzlich genug aus: „Es grade herauszusagen: doch sind wir gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer, als unsere barbarschen Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage: ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfällen oder Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre, sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten. .... Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung

und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen Belloy gehabt hat."

Auch Hamburg hat davon wenig gegen Lessing gehabt. Er befand sich in dieser Stadt drei Jahre, von Ostern 1767 bis Ostern 1770 und vollendete darin 1769 sein vierzigstes Jahr. Er wohnte die längste Zeit bei einem Commissionsrath Schmid auf dem Brook und die Aufzeichnungen aus jener Zeit schildern ihn uns als einen Mann von fast über mittlere Größe, den aber die Gedrungenheit seiner Figur kleiner erscheinen ließ, als er eigentlich war. Seine Haltung war natürlich und frei, sein Benehmen gefällig und doch fest, ohne Zwang und Gewaltsamkeit in den Bewegungen. Sein braunes Haar trug er zwanglos und ohne Scheitel nach dem Nacken gekämmt, sein dunkelblaues Auge erschien geistvoll und tief und hatte nach Voß's Bezeichnung „etwas vom Geierblicke". Seine Gesichtsfarbe war blühend, und Hände und Füße erwiesen sich an ihm nicht nur wohl proportionirt, sondern auch fein und edel in der Form. In seiner Kleidung zeigte er sich stets sauber und sogar elegant; in seiner häuslichen Einrichtung liebte er nicht nur die accurateste Ordnung, sondern auch einen angemessenen Luxus. Wein, besonders Rheinwein trank er gern; Wohlschmecker war er aber nicht. Nie hat man ihn irgend etwas bei Tische an den Speisen aussetzen hören, und selbst später, als er verheirathet war, und dann und wann, wie überall, so auch in seiner Wirthschaft einmal ein mißrathenes Gericht auf den Tisch kam, plagte er seine Frau weder

mit einem Tadel noch einem bösen Blicke. Er hatte, wie Alle, die ihn kannten, von ihm rühmen, das feinste Gefühl für Schicklichkeit und ließ sich nie, auch im vertrautesten Umgange, ja in einem solchen nur um so weniger, irgend einen Verstoß gegen dieselbe zu schulden kommen. Gewöhnlich stand er früh auf; doch hat er sich stets eines guten und sehr gesunden Schlafs erfreut. Merkwürdig und eigenthümlich soll sein Klopfen an die Thür gewesen sein, an dem man ihn überall im voraus erkannte. Eine seiner hervorragendsten Leidenschaften war das Kartenspiel, das er so emsig und auch wol so hoch trieb, daß man ihn nicht selten mit dem Schweiße auf der Stirne sitzen sah. Meistens war er unglücklich im Spiel, obschon er nicht ohne Meisterschaft darin gewesen sein soll. Vor andern guten Spielern zeichnete er sich darin aus, daß er auch gerne mit Damen spielte. Mittheilungen aus jenen Tagen haben aufbewahrt, daß er oft vor Tische noch mit der Professorin Büsch und der Münzmeisterin Knorre einige Parthien L'Hombre spielte und darüber aufgezogen und geneckt, lachend zur Antwort zu geben pflegte: „Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la folie."

Sein gewöhnlicher Umgang in Hamburg bestand aus den Familien Reimarus, Büsch, Bode, Basedow, Pastor Alberti, Bach, Wessely und König. Das Haupt der Letztern war ein gebildeter und äußerst gescheidter Kaufmann, welcher später auf einer Reise nach Italien starb, vor deren Antritt er Weib und Kind noch be-

sonders Lessing empfohlen hatte. Wie ernst es dieser mit jener Empfehlung nahm, beweist, daß er später Madame König heirathete und zwar am 8. Oktober 1776 zu Hamburg, wohin er aus Braunschweig gekommen war. Mit Elisabeth Reimarus, der Schwester Johann Albrecht Heinrich's, hat er ein inniges und vertrautes Freundschaftsverhältniß durch sein ganzes Leben hindurch aufrechterhalten. Mit Bode, einem literarisch gebildeten Kopfe, welcher Stücke aus dem Englischen übersetzte und bearbeitete, trat er, angelockt von dem hamburgischen speculativen Kaufmannsgeiste, in eine Art von Geschäftsverbindung, indem er mit Diesem eine Druckerei und eine Verlagshandlung anlegte, hier dem Beispiele eines seiner poetischen Lieblinge, Plautus folgend, der auch aus einem Dichter zum Kaufmann geworden war. „Vielleicht", wie Lessing es nach sich seiner eigenen Situation erklärte, „weil er sich dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen suchte, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genug thun konnte." Wirklich soll Lessing von dieser Entreprise, wenigstens anfangs, nicht ganz ohne Gewinn geblieben sein, doch war dieser jedenfalls nicht der Art, daß er seine Existenz dadurch hätte gesichert sehen können, denn wie alle deutschen Schriftsteller finden wir auch ihn in stets zerrütteten Geldverhältnissen. An einen seiner Brüder schrieb er 1768, höchst unglücklich darüber, daß er seinem Vater „lumpige hundert Thaler", die Dieser von ihm entlehnen wollte, nicht geben konnte: „Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner in unserer Fa-

milie, denn der Aermste ist doch wenigstens nichts schuldig; und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren."

Um die Gravität und Schwere eines solchen Eingeständnisses zu verstehen, muß man aus Lessing's Leben den Ekel und Widerwillen kennen, den er vor dem Blickenlassen der Dürftigkeit hatte, zu welcher der Schriftsteller in Deutschland verurtheilt war und noch immer ist. In dem zarten Gefühl für Wohlanständigkeit, das ihm innewohnte, schämte er sich gewissermaßen in einem solchen Armuthszeugniß seine Nation bloßzustellen, und er gerirte sich darum lieber als reich und spielte den Verschwender, als daß er seine Bedürftigkeit irgendwie zu erkennen gegeben hätte. „Wer gesund ist und arbeiten will", schrieb er einmal an seine Aeltern, „der hat nichts zu fürchten; Krankheiten aber und dergleichen Umstände zu befürchten, die außer Stand setzen könnten, zu arbeiten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. Ich habe ein besseres und habe Freunde."

Bei alledem war Lessing weder sorglos noch lüderlich, wie man ihm wol vorgeworfen, sondern eher ein guter Wirth. Wenn er auch nicht knauserte und schmarozte und besonders einen Ekel vor dem „Ruppigmachen" hatte, wie er es nannte, so hielt er das Seinige doch knapp zusammen. Allein dies Zusammenhalten half ihm nur wenig, weil er, wenigstens hier in Hamburg und vordem, ein sicheres Einkommen nicht hatte und das Wenige, was er verdiente, nur sehr unregelmäßig und verzettelt einbekam. Unter solchen Umständen ist

es ohne Zweifel auch für den wirthschaftlichsten Menschen eine reine Unmöglichkeit, Regel und Ordnung in Ausgaben und Einnahmen zu bringen. Und unter dieser Unmöglichkeit litt Lessing so gut wie alle deutschen Genies.

Klopstock, dessen Stern grade damals im besten Aufgange war und welcher an dem damaligen Könige von Dänemark, Friedrich dem Fünften, einen großmüthigen Beschützer findend, meinte, daß auch ein deutscher Regent ein solches Protektorat nicht unter seiner Würde halten könnte, bildete den Plan in seinem Kopfe zu einer durch Kaiser Joseph den Zweiten ins Leben zu rufenden Anstalt für Kunst und Wissenschaft aus und schrieb Ende April 1768 von Kopenhagen aus an den Fürsten Kaunitz nach Wien, ihm die Unterstützung des deutschen Genies vorschlagend.

In diesem Vorschlage wurde auch Lessing's erwähnt und zwar meinte Klopstock, daß er und Gerstenberg Aufseher der Bühne werden sollten, ein Gedanke, der nicht nur glücklich, sondern auch Lessing gewiß erwünscht kam und ihn einen Augenblick mit goldnen Hoffnungen erfüllte. Indeß, wie bald und auch wol wie schmerzlich er diesen wieder entsagte oder zu entsagen sich gezwungen sah, beweisen der um jene Zeit vielfach von ihm documentirte Widerwillen gegen sein Vaterland und die brennende Sehnsucht nach Italien, wohin er auf das Ernstlichste und zwar gleich von Hamburg aus überzusiedeln in Absicht hatte. Schon unterm 28. September 1768 schreibt er an Nicolai, daß es sich

gewiß lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Dentschland, folgendermaßen schließend: „Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomon's Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam.“

Lessing, dem seltenen Kenner und Würdiger der klassischen bildenden Künste, mußte bei den drückenden Verhältnissen, in denen er sich befand, natürlich ein Aufenthalt, sogar unter den gleichen Umständen in Italien weit lockender erscheinen als der in seinem Vaterlande, das doch weder Auge noch Ohr für ihn zu gewinnen schien. Die Theaterunternehmung, der er sich angeschlossen, zerstob in Nichts und all die Mühe und Anstrengung, welche er auf die Läuterung des Geschmacks, die Bildung der Schauspieler und die Anleitung der Dichter verwendet, blieb für den Moment so unerkannt und resultatlos, daß er unwirrsch schrieb: „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge ebenso gern wieder ab, als ich sie anlegte.“ Neue Anknüpfungen mit Zeitungen und Buchhandlungen ergaben sich nicht in Hamburg. Er fand sich isolirt und in so verlassener Stellung als sich je ein großer Geist in Deutschland befunden hat. So kam es, daß er sich endlich glücklich schätzen mußte, durch hamburger Bekannte nud Freunde sich dem Hofe in Braunschweig zu einer Stelle als Bibliothekar empfohlen zu sehen. Nach Ostern 1770 ging er dahin ab, nicht ohne zuletzt noch Anregung der mannigfachsten Art in Hamburg erhalten zu haben.

Kurz vor seinem Abgange von hier besuchte ihn Herder, mit dem er einige Tage der genußreichsten Unterhaltung pflegte. Außer dieser Bekanntschaft nahm er den Anstoß zu seiner „Emilia Galotti", zum „Nathan" und den Zunder zu seinem großen und vernichtenden Streite gegen den Pastor Goeze mit.

Goeze, von dem es bekannt, daß er in seinem Keller ein Lager des herrlichsten Rheinweins nicht ohne eine gewisse weltlich gesinnte Vorliebe hegte, war von Lessing, der das Kirchenhaupt des damaligen Ministeriums in Hamburg in Gesellschaften hatte kennen lernen, einige mal besucht worden, und wie es scheint haben Beide keinen gradezu unangenehmen Eindruck auf einander gemacht.

Goeze that es wohl, sein Münzkabinet und seine Bibliothek einem durch Kunstsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Manne zu zeigen und Lessing, weltklug genug, es mit einem einflußreichen Manne nicht ohne Noth zu verderben, fand an seinem Wein sowol als an der Lebendigkeit seiner Unterhaltung soviel Gefallen, daß er, den ganzen Theaterstreit, der sich unter seinen Augen abspann, ignorirend, sich mit keiner Silbe daran betheiligte. Doch darf man dies Motiv zu seinem Schweigen nicht in die erste Reihe stellen, sondern muß das wichtigere und voranstehende in seinem schon gerühmten Schicklichkeitsgefühle suchen, welches ihm, als einem ganz fremd Eintretenden die Betheiligung an einem Lokalkampfe untersagte. Auch war seine „Hamburger Dramaturgie" am Ende mehr als genug, sein Votum in der

Sache erkennen zu lassen. Duldsam wie er war, ließ er Goeze ruhig in seine Zirkel treten und sie stören: wußte er doch, daß er sie nicht zerstören könne und würde. Aber das Gleiche war nicht auch bei Goeze der Fall. Kaum nur wagte Lessing von Wolfenbüttel aus in seine Kreise hineinzuschreiten, so erhob sich auch sogleich der hamburgische Zionswächter mit seinem schon so oft gehörten Zetergeschrei, um ihn lärmend wie so viele Andere daraus fortzuweisen. Aber Lessing war nicht der Mann, der sich den Weg oder gar wegweisen ließ. In Lessing fand Goeze seinen Meister und zwar in solcher Art, daß Schlosser mit Recht Lessing's Schriften gegen Goeze neben dem Schreiben Rousseau's gegen den Erzbischof von Paris und den Briefen des Junius in London als das Meisterstück des achtzehnten Jahrhunderts in bewegter Prosa und als ein unübertreffliches Muster der Kraft und Schönheit der Sprache, des Stils und der Beredsamkeit anführt.

Das Geschichtliche des ganzen Vorgangs ist Folgendes. Lessing hatte, wie schon gesagt, in Hamburg auch mit der Reimarus'schen Familie Bekanntschaft gemacht, deren Haupt zu seiner Zeit Johann Albert Heinrich, geboren am 11. November 1729, war, ein Mann, der gewissermaßen für den Franklin Hamburgs angesehen werden darf; und wenn er es nicht für ganz Deutschland wurde, so ist die Ursache davon nur in den Umständen und Verhältnissen unseres Vaterlandes zu suchen, die damals nicht angethan waren und es zum Theil auch heut noch nicht sind, Geist und Bür-

gertugend darin von hervorragender Auszeichnung werden zu lassen.

Johann Albert Heinrich Reimarus, der Sohn des sogenannten großen Reimarus, dessen Leben wie das des Henochs ein göttliches von seinen Biographen geheißen wurde, war ein im höchsten Grade edler, gelehrter, biedrer und freundlicher Mann. Er hatte in Holland, England und in seinem eigenen Vaterlande die besten Lehrer der Medicin gehört und sich nach Vollendung seiner Studien als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt niedergelassen, wo er sich bald als Staatsbürger, Gelehrter und Weltmann eine der hervorragendsten Stellungen zu erwerben wußte. Auf seinen Antrieb wurde auf dem festen Lande von Europa und zwar auf dem Jakobithurme zu Hamburg 1768 der erste Blitzableiter errichtet, nachdem er in einem eigenen Buche: „Die Ursachen des Einschlagens vom Blitze", die Entdeckung Franklin's und die englischen Forschungen über die Art und Weise, diese Natureinwirkung unschädlich zu machen, den Deutschen zuerst bekannt und erklärlich gemacht. Außerdem hat er sich um die Ausbreitung und allgemeine Anwendung der Pockenocculation sehr verdient erwiesen und durch Schriften über Religion, Politik und Handel den wichtigsten Einfluß auf seine Mitbürger gewonnen. Die hamburger „Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe" verdankt seiner Beihülfe besonders ihre Gründung.

Er war zwei mal verheirathet. Ein Sohn erster

Ehe starb leider im vielversprechendsten Alter; von den beiden Töchtern zweiter Ehe, die ihn überlebten, heirathete die eine, Johanna Dorothea, Georg Sieveking, den berühmten Kaufmann, und die andere, Christina Friederike, den französischen Gesandten Karl Friedrich Graf Reinhard. Er selbst starb 1814, so ruhig, allmälig und gottergeben, daß man wol Recht hatte, einen seiner eigenen Aussprüche, nämlich den: „Ich fühle wahrlich schon die Flügel in meiner Raupenhülle stecken, die hier zerfällt", auf seinen Sarg setzte. Zu Lessing's Zeit war sein Haus ein Sammelplatz alles dessen, was in Hamburg Geist, Intelligenz und wissenschaftliches oder künstlerisches Verdienst besaß, besonders auch durch das Walten der unverheiratheten Schwester Elisa. Karl August Böttiger, jener famose Böttiger aus Weimar, der 1795 zum Besuch in Hamburg war, sagt über sie in seinen, nach seinem Tode herausgegebenen Aufzeichnungen Folgendes:

„Elise Reimarus hat nur die zartere Empfindsamkeit und den feinern Takt für moralische Sittlichkeit von ihrem Geschlechte. Uebrigens ist sie die hellste Forscherin und Denkerin, die wohlwollendste Friedensstifterin und Zurechtlegerin Dessen, was Andere verschoben und versehen haben, und die thätigste Freundin. Lessing's Geist ist in ihr und von ihm spricht sie und hört sie am liebsten. Auch Klopstock ist ihr gleich ehrwürdig und liebenswürdig. Man ist durch sie am besten bei ihm eingeführt und empfohlen. Fremden, die an sie und ihren Bruder adressirt sind, ist sie gern

Führerin und ordnet ihre Besuche und Lustpartyhien. Sie führt einen ausgebreiteten Briefwechsel und ihre Briefe sind die Zierde jedes Portefeuilles. In früheren Jahren hatte sie mehrmals Gelegenheit, sich zu verheirathen. Da sie sich aber mit der Vorstellung plagte, daß ihr dieser oder jener Mann blos darum die Hand biete, weil sie die Tochter des großen Reimarus sei, nicht aber um ihrer selbst willen, so schlug sie aus diesem Stolze mehre Anträge aus und wählte so den ehelosen Stand, in welchem sie um so ungestörter ihren Forschungen und gelehrten Liebhabereien nachhängen kann. Sie besitzt Seelenstärke genug, um so manchen Lieblingsvorstellungen der weichern Empfindsamkeit, z. B. dem Glauben an Wiederfinden und Wiedererkennen nach dem Tode, eine Idee, die doch in der That nur in Graden vom zu Tische Sitzen in Abraham's Schooß oder andern sinnlichen Vorstellungen von den Paradiesesfreuden verschieden ist, schon lange gänzlich entsagt zu haben."

Von Johann Albert Heinrich selbst rühmt Böttiger, daß er Kosmopolit im edelsten und umfassendsten Sinne des Wortes sei und daß er Kant und das Gute und Revolutionäre der kritischen Philosophie keineswegs verkenne. „Aber er empörte sich", fährt der Aufzeichner jener Tage fort, „gegen die Barbarismen der Kantischen Philosophie und sprach mit einiger Bitterkeit über die allegorische Exegese, durch welche Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" die morschen Grundsäulen des Christianismus stützen will."

Wie wir sehen, läuft die Mittheilung über den Bruder wie über die Schwester darauf hinaus, uns die Eine wie den Andern als geistig hochstehende und Menschen von so freidenkender Art zu schildern, daß allerdings leicht daraus abzunehmen ist, wie die religiösen Ansichten der gewöhnlichen Art für sie weder etwas Lockendes noch Bindendes haben konnten. Und wie hätten sie das auch für sie haben können, für sie, die die Kinder eines Hermann Samuel Reimarus waren, welcher nach Jungius und Fabricius in den Jahren 1727—1768 der dritte große Lehrer am hamburgischen Gymnasium gewesen ist.

Es sind von ihm drei große Werke vorhanden, nämlich: „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Zum Erkenntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unserer selbst“; dann: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ und endlich diejenigen Schriften, welche Lessing unter dem Titel „Fragmente eines Ungenannten“ herausgegeben hat.

Was das zuerst genannte Werk betrifft, so ist es ein geradezu klassisches zu nennen, obschon wir uns über die Bedeutung desselben heutzutage, wo so viel Epochenmachendes über diesen Gegenstand, wie über die Natur im Allgemeinen erschienen ist, keine rechte Vorstellung mehr zu machen im Stande sind. Der Verfasser tritt mit einem klaren, unbefangenen Auge, einem logisch schließenden Geiste in eine Welt voll falscher Vorstellungen und Aberglauben, und schreibt

und erklärt da so grade, schlicht und überzeugend, daß die Wahrheit überall wie von selbst zum Vorschein zu kommen scheint. Einsichtsvoll und dringlich z. B. widerstreitet er der damals allgemein verbreiteten Ansicht, daß das Einspinnen und Verpuppen der Raupen nur aus einer Art Kolik und in einer Art Schmerzbewegung entstehe, ebenso wie er siegreich verhöhnt, daß das Honigmachen der Bienen nur eine Art Krankheit sein soll. Ueberall gesunde Anschauungen über Gott und die Natur auszubreiten versuchend, beweist er, daß das Thier gewisse angeborene Kunsttriebe hat und mit diesen ebenso weit von der bloßen Maschine als von der Vernunft entfernt sei. Hätte die Gans von der letztern, meint er, so würde sie kein Ei von Kreide ausbrüten wollen, und wäre die Raupe nur die erstere, so würde sie ein gestörtes Gespinnst nicht auszubessern oder von Neuem zu beginnen anfangen. Daraus, daß die Künste der Thiere sich immer und ewig gleich bleiben, nie besser oder schlechter werden, daraus erklärt er die ihnen dazu angeborene Fähigkeit, während er aus dem Steigen und Fallen der Künste des Menschen, deren höhere Vollendung und Selbstständigkeit nachweist.

Wohin nun diese aber den Menschen anleiten und führen müsse, das gibt er in seinem andern Werke an, in den „Vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", worin er beweist, wie thöricht es sei anzunehmen, daß der Mensch, die Erde, das Gethier, kurz die ganze Schöpfung aus dem Zufall entstanden sei.

Die Ordnung in allen Dingen der Welt, das Systematische und die ewige, gleichmäßige Erhaltung darin deuten auf die Allmacht und weise Fürsorge eines höhern Wesens. Wenn es aber ein solches höheres Wesen gibt, so ist wieder ganz unmöglich anzunehmen, daß der Mensch keine über die irdische Existenz hinaus dauernde Seele habe und nur wie ein Thier vegetire. Wir werden allerdings wie die unvernünftigen Thiere geboren, mit ebenso viel und noch mehren Bedürfnissen, und mit eben derselben und noch größerer Untüchtigkeit, uns selbst zu helfen. Allein es finden sich bei diesem dürftigen und demüthigen Eintritt schon sehr viele Spuren einer göttlichen und auf eine weit vollkommenere Lebensart gerichteten Absicht, als wir an jenen Thieren wahrnehmen. Und selbst diese Seele, welche doch immer der vorzüglichste Theil der Menschheit ist, enthält in ihrer Natur, in ihrer wesentlichen Kraft der Vernunft, schon bei der ersten Erscheinung in diesem Leben die Anlage zu einer edlern Lebensart, zu einer höhern Bestimmung. Und kaum hat sie angefangen sich zu entwickeln, so nehmen wir allerlei starke und wirksame Triebe wahr, welche eine weit erhabenere Natur als bei den Thieren verrathen, und sehr vorzügliche Aussichten eröffnen. Es ist daher ein wahrer Verfall des Verstandes, wenn Menschen sich überreden, daß wir in unserm ersten natürlichen Zustand in aller Absicht mit dem Vieh in eine Klasse zu setzen sind und daß es gut sein würde, wenn wir unsere großen Vorzüge verläug-

neten und uns zu ihrer niedrigen Lebensart hinunter=setzten.

Die Thiere genießen ihre sinnlichen Vergnügungen meistentheils ohne viele umständliche Vorbereitungen und ohne vorher lange darauf gewartet zu haben: wir werden, ehe wir zu dem Genuß derselben gelangen, mehrentheils durch langes und oft sehr ängstliches Warten und durch allerlei theils beschwerliche, theils kostbare Anstalten ermüdet und verdrießlich gemacht. Sie empfinden die sinnlichen Annehmlichkeiten in ihrer Völligkeit und werden bis in ihr Innerstes vergnügt, ohne einer ausgesuchten Kunst und einer erfinderischen Abwechslung dabei zu bedürfen; unsere sinnlichen Vergnügungen, wenn sie recht sehr und auch auf die Länge noch erquickend sein sollen, erfodern viele Einsichten, einen feinen Geschmack, eine wohlgeordnete Uebereinstimmung und immer neue Einkleidungen. Endlich genießen sie des Gegenwärtigen mit völliger Gegenwart ihrer Seele, in ungestörter Ruhe, ohne Besorgniß aufs Künftige, und ohne Ahnung ihres Todes und eines dadurch unvermeidlichen Verlustes aller Freuden. Wir hingegen, die wir nach einem unwiderstehlichen Triebe immer voraussehen, vermindern und verderben uns die gegenwärtige sinnliche Lust sehr oft durch die Sorge für die Zukunft, durch die Begierde, unser künftiges Schicksal auszurechnen, durch eine ängstliche Vorempfindung bevorstehender Leiden und die noch ängstlichere Furcht vor dem Tode. Mit Einem Wort: wenn wir unsere Betrachtung blos auf den Theil unserer Natur

einschränken, welcher sinnlich ist, und auf dieses Leben, wofern es in sinnlichen Empfindungen genossen und in sich darauf beziehenden Geschäften hingebracht wird, so sind wir offenbar weit schlechter daran, als die unvernünftigen Thiere.

Reimarus deutet an, daß die in uns gelegte Sehnsucht, der uns einwohnende Drang nach einer sichern Bestimmung, einem Fortleben, nothwendigerweise eine Consequenz haben müsse, weil sonst eben dieser Drang, diese Sehnsucht nur eine höllische Qual wären, die in der Conciliang des schöpferischen Geistes nicht gelegen haben und nicht liegen kann. „Wir fühlen", sagt er, „den unwiderstehlichen Trieb der Unsterblichkeit zu sehr, als daß wir ihn verläugnen könnten. Das Lamm wird unwissend zur Schlachtbank geführt; voll süßer Erwartung, von seiner beschwerlichen Wolle befreit zu werden, leckt es noch dem die Hand, welcher schon das tödtliche Instrument ergriffen hat; und in dem ersten Augenblick des schmerzhaften Gefühls, welches das unerkannte Mordmesser ihm verursacht, verliert es sein Leben und mit demselben alles Bewußtsein dieses Verlustes. Und jedes Thier, welches eines natürlichen Todes stirbt, geht mittels einer zunehmenden Entkräftung und einer dadurch verminderten Empfindung des Gegenwärtigen seiner Auflösung ohne die geringste Ahnung derselben, mit einer beneidenswerthen Ruhe entgegen, und verläßt ein Leben, für dessen Verlängerung noch nie ein Wunsch in ihm aufgestiegen war, ohne allen Widerwillen, und schläft

mit der süßen Unwissenheit ein, ob es nie wieder aufwachen werde. Der Mensch allein wird durch die Vernunft, welche ihm eine Wohlthat des gütigen Himmels sein soll, mit dem mächtigen Gedanken und Wunsch einer fernern und unaufhörlichen Dauer erfüllt: und eben dieser Mensch soll in dem Bewußtsein, daß er sich dem Ende seines Lebens mit jedem Augenblicke nähere und wenn dieses Ende da ist, alsdann in sein voriges Nichts zurückfallen werde, sich beruhigen? Er soll sich beruhigen, wenn er einsieht, daß seine Erkenntnisse und Geschicklichkeiten, seine Rechtschaffenheit und Klugheit und alle seine Vollkommenheiten bei einem redlichen Fleiß immer neuen Zuwachs bekommen und bei einer längern Dauer immer gereinigter und brauchbarer werden würden, und wenn er gleichwol zu sich sagen muß: in wenig Jahren, vielleicht noch in diesem Jahre, morgen, ja heut vielleicht schon wird durch meinen Tod dieses ganze mühsam zusammengesetzte und noch nicht halb ausgebildete Werk auf einmal und auf ewig zerstört werden? Er soll sich beruhigen, indem er diesen gefürchteten Todfeind mit geschwinden Schritten herannahen sieht, und der schrecklichen Stunde seiner Niederlage unter der gewaltigen Hand desselben entgegenzittert? Er soll sich beruhigen, wenn die kalte Hand dieses unbändigen Menschenwürgers ihn ergreift, den ganzen Bau seines Leibes erschüttert, ihn zu Boden wirft und die schrecklichste aller Empfindungen, die Empfindung der nahen Vernichtung in seine arme, hülflose Seele drückt? Und Gott könnte so grausam

sein, den Menschen, das vorzüglichste seiner Werke, zu dieser abscheulichen Entwickelung eines unglücklichen Schicksals bestimmt, und ihm also die Vernunft und durch dieselbe die Erkenntniß und den heißen Wunsch der Unsterblichkeit gegeben haben, nur damit er durch die Versicherung, daß er nie dazu gelange, desto mehr möchte gequält werden?"

„Nein, nimmermehr", ruft Reimarus, „das ist und kann nicht der Fall sein, und so muß es denn eine Fortdauer und Unsterblichkeit der Seele geben, nur freilich, daß sich Art und Weise derselben menschlich nicht absehen läßt." Aber so fest, so sicher Reimarus von diesem Glauben überzeugt war, so konnte er sich doch unmöglich wohl und behaglich in der orthodoxen Bibelreligion fühlen, wie sie gegen Ende seines Lebens von vielen hamburgischen Kirchenrednern und besonders von Goeze von der Kanzel herunter gedonnert wurde. In Opposition und Widerspruch dazu schrieb er seine Ansichten und Meinungen über viele nicht mit Unrecht leicht zu bestreitende Punkte in der Bibel nieder, ohne indeß sie publiciren zu lassen. Da sie als Handschrift nach seinem Tode in die Hände seiner Kinder, d. h. also in die Hände von Johann Albert Heinrich und Elisa Reimarus übergegangen waren, so gelangten sie aus diesen in die von Lessing, welcher sie bei seiner Entfernung von Hamburg nach Wolfenbüttel mitnahm und dort bald danach herauszugeben begann. Sie handeln von der Duldung der Deisten, von der Verschreiung der Vernunft auf den

Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können, von der Unwahrscheinlichkeit des Durchgangs der Israeliten durchs Rothe Meer, daß die Bücher des Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren, und über die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte.

Kaum hatte Lessing das erste Stück dieser Fragmente edirt, so erhob sich 1778 Goeze mit einer Broschüre „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und die Heilige Schrift" 1778, der in demselben Jahre noch das erste und zweite Stück von „Lessing's Schwächen" folgte, worin dieser „frech, niederträchtig und pöbelmäßig" geschimpft, Goethe's „schändliche Stella" verzetert und die moderne Philosophie nichts als eitle Theaterlogik gescholten wird, und worauf Lessing erst seine unsterbliche Parabel, zwei nöthige Antworten und endlich seinen klassischen „Anti-Goeze" schrieb, welcher in elf Nummern, alle im Jahre 1778 erschien und einen Nachhall fand, der noch heut nicht verklungen ist und damals so mächtig und wirksam erscholl, daß Goeze, der, wie Lessing selbst von ihm sagte, Niemandem das letzte Wort ließ, obschon er sich doch immer das erste nahm, davon eingeschüchtert, sich still von der Bühne wegschlich, auf der er seinem Gegner mit dem Siege zugleich das ganze theologische Schlachtfeld überlassen mußte.

An Lessing, diesem Vorkämpfer des neunzehnten

Jahrhunderts ist, wie man mit Recht sagen kann, Goeze mit der ganzen Orthodoxie des achtzehnten Jahrhunderts zugrunde gegangen, der und die erst vernichtet sein mußten, ehe der Geist des folgenden aus der Taufe gehoben werden konnte. Jener von uns schon in einem frühern Abschnitte angeführte Triumphschrei, den das „Politische Journal" 1781 in Hamburg bei seiner Ankündigung über das Zerbrechen des schwarzen Zauberstabs, vor welchem sonst Alles gezittert, angestimmt hat, ist nur nach dieser Riesenarbeit Lessing's möglich gewesen. Lessing ist der wahre geistige Herkules unsers Säculums, der Herkules, welcher die zwölf Heldenthaten seines Zeitalters verrichtend, den Augiasstall seines Jahrhunderts so gut geleert, wie den Nemäischen Löwen und Cerberus desselben gebändigt und bezwungen hat. Ohne Lessing wären wir Alle nicht, was wir sind. Ihm verdanken wir mehr, als je eine Nation einem großen Manne zu danken gehabt! Und daß dieser Dank vorzugsweise und vielfach an Hamburg geknüpft ist, Das soll und wird dieser Stadt mit Recht zum ewigen und unvergänglichen Ruhme gereichen können.



VII.

Das hamburgische Theater bis Friedrich Ludwig Schröder; Christian Wernike, Michael Richey und Barthold Brockes.

Ehe wir nun zuletzt Lyrik und Journalistik in dem Hamburg des achtzehnten Jahrhunderts betrachten, haben wir zuvor noch einen Blick auf das Theater zu werfen, das wir bei Lessing's „Dramaturgie" verlassen und nun noch rasch bis auf seinen Blütepunkt zu verfolgen haben, den es unter der Leitung des unvergeßlichen Schröder erreicht hat.

Nach dem Sturz der Löwen'schen Unternehmung fiel am 4. März 1769 das hamburger Theater wieder an Ackermann zurück, der es mit kleinen Unterbrechungen, d. h. mit einigen Ausflügen, die er mit seiner Gesellschaft in Nachbarstädte unternahm, bis zu seinem Tode, am 13. November 1771 mit wechselndem Glücke fortsetzte. Nach ihm ward die Leitung desselben von seiner Witwe und seinem Stiefsohn Schröder übernommen, die im Verein mit Brockmann, dem Reinecke'schen Ehepaare, Dorothea und Charlotte Ackermann und einigen neuen Epoche machenden Stücken bessere Resultate erzielten als je zuvor in Hamburg

mit dem Theater erzielt worden waren. Man hatte schon „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Götz von Berlichingen" auf der Bühne.

Das letztere Stück, das durch den Shakspeare'schen Einfluß auf Deutschland entstanden war, wurde gewissermaßen der dramatische Mauerbrecher, welcher den Urbildern Eingang auf unserer Bühne verschaffte. Nach dem „Götz von Berlichingen", der am 24. Oktober 1774 zum ersten male in Hamburg aufgeführt wurde, wagte man sich am 20. September 1776 an „Hamlet". Der, von dem dieses Wagniß ausging, war Friedrich Ludwig Schröder, welcher um jene Zeit anfing, sich von hervorragender Bedeutung zu machen.

Wenn Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg geboren worden ist, wie man von ihm meldet, so muß dies geschehen sein, nachdem seine Mutter, eine geborene Bierreichel aus Berlin, nach kurzer Ehe ihrem Gatten, einem Organisten Schröder in derselben Stadt, davongegangen und sich der Bühne bereits gewidmet hatte. Er kam also gewissermaßen im Mutterleibe auf die Bretter und ward, wie man sagen kann, auf diesen zur Welt gebracht. Es ist also kein Wunder, daß er ein großer Künstler geworden, und um so weniger, wenn es wahr ist, wie man mehrfach und nicht ohne glückliche Belege zu geben, behauptet hat, daß durch ein sonderbares Naturspiel die Töchter immer mehr von den Eigenschaften der Väter und die Söhne von denen ihrer Mütter erhielten. Madame Schröder, die spätere Ackermann, soll, allen Aufzeichnungen ihrer Zeit

zufolge, eine Darstellerin von keiner geringen Fähigkeit gewesen sein. Man rühmt ihr eine schöne Figur, edle Würde, eine treffliche Deklamation und ein sehr bezeichnendes Händespiel nach, alles Dinge, die in gleichem oder erhöhtem Grade auch bei Schröder gefunden wurden. Wie seine Mutter begann auch er beim Lustspiel, um schließlich gleich seinen eigentlichen Ruhm doch in der Tragödie zu ernten, die von ihm im wahren und echten Sinne der deutschen Bühne zuerst gegeben ward.

Nachdem er lange die verschmitzten Bedienten, die leichtfertigen oder dummen Burschen, und zwar zur nicht geringen Belustigung seines Publikums gegeben, fühlte er nach und nach, durch Lektüre und geistreichen Umgang gebildet, Lust und Neigung, sich auch in ernstern Aufgaben seiner Kunst zu versuchen. Allein um diesen Versuch wagen zu können, war grade Hamburg darum für ihn nicht eben ein günstiger Ort, weil hier in den, bis dahin vorhandenen tragischen oder ernsten Rollen Eckhof und Brockmann sich soviel Ansehn und Geltung erworben, daß sie grade zu für unübertrefflich gehalten wurden. In den alten, von diesen Künstlern gewissermaßen geschaffenen Rollen mit ihnen selbst zu concurriren war ihm, der seither nur komisch gewirkt hatte, schon um deswegen schwer und wenig anzurathen, weil das Publikum bei ihm an Lachen gewöhnt, wahrscheinlich nicht nur ein gewisses Vorurtheil, sondern auch eine Art natürlichen Widerstandes gegen seine Darstellung mitgebracht hätte. Schröder, der, wie von allen seinen Zeitgenossen, die ihn kannten, zugestanden wird, einer

der einsichtsvollsten und klügsten Menschen war, die es gegeben hat, dies wol voraussehend, hielt es in Erwägung und Grund dessen für gerathen, sich nach einem neuen und andern Repertoire umzusehen als das war, welches seither für die Bühne bestanden hatte. Lessing's „Hamburger Dramaturgie", ohne Zweifel von ihm emsig gelesen und studirt, mußte ihn auf Shakspeare führen, den damals grade Wieland und Eschenburg zu verdeutschen angefangen. Nachdem der damalige Theaterdichter Bock, ein Nachfolger von Löwen und Lessing, den Muth gewonnen den „Hamlet" für eine Aufführung einzurichten, griff auch Schröder mit beiden Händen zu, diesem Beispiele zu folgen, denn in der Be- und Verfolgung desselben zeigte sich ihm eine Aussicht auf eben jenes neue Repertoire und die noch ungespielten Rollen, die er für sein Wagniß so dringend nöthig hatte oder doch nöthig zu haben meinte. Den „Hamlet" spielte nun zwar noch Brockmann und ebenso den „Othello", den man am 26. November desselben Jahres dem „Hamlet" folgen ließ. Aber Schröder hatte sich in diesem letztern doch schon an den Jago gewagt, der in seinem teuflischen Humor das Publikum zwischen Lachen und Grausen wiegend, dem Künstler die Gelegenheit zu seinem beabsichtigten Rollenübergange so glücklich gab, daß er bald danach im „Kaufmann von Venedig" den Shylok und endlich am 17. Juli 1778 den König Lear den Zuschauern vorzuführen unternehmen durfte. „Mit dieser Rolle", berichtet der mehrerwähnte Schütze, „gab Schröder dem Pu-

blikum die vollste Ueberzeugung seines großen Berufs zum tragischen Schauspieler. Lear ist seine erste, und wir möchten sagen, unnachahmlichste tragische Rolle. Bau des Körpers, Sprachton, sosehr er beides gleich in andern Rollen zu ändern und zu modelliren weiß, kommt ihm hier zustatten, um in der meisterhaften, herzergreifenden Darstellung seines unglücklichen Königs die Täuschung auf's Höchste zu befördern."

Erst nachdem sich Schröder solche Anerkennung in neu von ihm gegebenen Rollen erworben, ging er allmälig und besonders nach Brockmann's Abgang, der sich in Wien engagirte, daran, sich auch in den ältern von seinen großen Vorgängern gespielten Aufgaben zu versuchen. Und wie klug und recht er daran gethan, einen solchen Versuch nicht früher und rascher zu wagen, als er es in der That gethan, beweisen zur Genüge die sehr getheilten Beurtheilungen schon allein seines „Hamlet", der allerdings von einem Theile des Parterre viele Zustimmung und großen Beifall errang, aber einem andern doch sowenig zusagen wollte, daß man dabei begierig die Gelegenheit wahrnahm, Brockmann's Abgang nur noch schmerzlicher zu bedauern, als man es ohnehin schon gethan.

Durch diesen Vorgang gewitzigt und von den Rollen Eckhof's, die nun überdies mehrentheils allmälig in dem neuen dramatischen Zustrom verschollen gingen, zurückgeschreckt, griff er nur um so eifriger die Stücke Shakspeare's auf, von denen er in der Zeit von 1776—80 außer den schon namhaft gemachten: „Maaß

für Maaß", „Die Komödie der Irrungen", „Richard der Zweite", „Heinrich der Vierte", „Macbeth", „Viel Lärmen um nichts" und „Die Zähmung der Widerspänstigen", also beiweitem mehr auf dem Repertoire hatte als das hamburger Stadttheater jetzt hat. Mit ihm und dem Rufe, den Schröder gewonnen, aber noch nicht allgemein gemacht hatte, wie das eine Bemerkung von Johann Wilhelm von Archenholz belegt, welcher in seinem Werke „England und Italien" von ihm schreibt: „Die Shakspeare'schen Charaktere, auf denen Garrik sein glänzendes Glück gründete, werden von Schröder mit gleicher Kunst, aber nicht mit gleicher Würdigung seiner Nation dargestellt, da diese das Maaß seiner Vortrefflichkeit noch nicht beurtheilen kann"; mit jenem Repertoire und diesem noch nicht fertigen, aber auffsteigenden Rufe, wie gesagt, wird man es begreiflich finden, die Lust in dem Künstler nach Ausflügen in das tiefere Deutschland auffsteigen zu sehen. Es trieb und brannte ihn, der Apostel Shakspeare's zu werden in so prickelnder und glückversuchender Weise, daß, als seine ältere, allein zurückgebliebene Stiefschwester Dorothea Ackermann den auch als Dichter und witzigen Kopf bekannten Dr. Unzer in Altona geheirathet und sich von der Bühne zurückgezogen, er gern und willig dem Entschlusse seiner, sich in ihrem Alter nach Ruhe sehnenden Mutter: die Direktion des Theaters niederzulegen, seine vollste Beistimmung zu geben sich geneigt finden mochte.

Nachdem eine Aktionistengesellschaft, welche Bubbers,

schon aus der Löwen'schen Unternehmung her bekannt, an die Spitze gestellt hatte, die Leitung übernommen, ging nun Schröder in der That auch Ostern 1781 mit seiner Gattin, einer ebenfalls sehr guten Aktrice, nach Wien, in Hamburg einen jungen Anfänger zurücklassend, der nach ihm später in Berlin der größte Schauspieler Deutschlands geworden ist, Johann Friedrich Ferdinand Fleck, der am 12. Januar 1757 in Breslau geboren, die Universität Halle, wo er Theolgie studiren sollte, mit der Bühne vertauscht hatte.

Damals indeß war Fleck noch nicht von dem künstlerischen Gewicht, daß er hätte im Stande sein können, Schröder zu ersetzen. Die Unternehmung schlug daher fehl, wie viele vorhergehende, und nun nahm sich ihrer Hans Andreas Dreyer an, nicht zu verwechseln mit Dr. Johann Matthias Dreyer, der ein bekannter Kritiker und glühender Gottschedianer war und seinerzeit den „Timoleon" von Behrmann mit einer Diesen ehrenden Vorrede herausgegeben hatte.

Hans Andreas Dreyer engagirte Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann und das Ehepaar Brandes, dessen Tochter Charlotte Wilhelmine (gewöhnlich Minna genannt, welchen Namen sie von ihrem Pathen Lessing erhalten), nach Charlotte Ackermann die beliebteste und eine ebenso früh gestorbene und tiefbetrauerte Künstlerin Hamburgs war. Außerdem Benda und Eule mit ihren Frauen, wovon die letztern besonders im Singspiel und in der Oper wirkten, die nun wieder aufgegriffen wurden. Allein auch damit glückte es nicht

und die Unternehmung scheiterte, wie noch einige andere, die ihr folgten, bis endlich 1786 Schröder nach Hamburg zurückkehrte und hier das Stadttheater begründete, wie es noch heut besteht.

Die Verdienste, die sich Schröder als Darsteller, Verfasser oder Bearbeiter von Stücken und Direktor erworben, sind so vielfach erörtert und ans Licht gestellt worden, daß wir sie als ziemlich bekannt voraussetzen können und uns hier in ihrer Anführung auf das Wesentlichste und Nothwendigste glauben beschränken zu dürfen. Zunächst ist hervorzuheben, daß er, von einem Geist großer Ordnung und Accuratesse beseelt, der ganzen Anstalt nicht nur im artistischen Sinne Norm und Regel, sondern auch im bürgerlichen eine gesichertere und festere Grundlage gab, als man sie seither in Hamburg besessen. Die Vorwürfe, die Goeze und Wittenberg dem Theater und seinen Mitgliedern gemacht, hatten ihn gewitzigt. Er zuerst entwarf die Gesetze des hamburgischen Theaters und dachte daran, einen Pensionsfond für inaktiv gewordene Künstler zu gründen. Im Punkte der Moralität war er so streng, daß, wie man ihm vorwarf, der genialere Künstler ihm gegen den sittlich bessern unbedenklich zurückstand. Er ließ, wie es verlautet, moralisches Betragen den Gehalt schneller erhöhen als Fortschritte in der Kunst, und wenn er dies wirklich that, so muß man bedenken, daß es ihm eben darauf ankam, seine Kunst in der Meinung des Publikums gewissermaßen ehrlich, jedenfalls bürgerlich makellos zu machen und daß er die

bürgerliche Stellung des Künstlers im Auge habend, sich wol verleitet finden mochte, der Kunst nicht immer gerecht zu werden. Die Kunst, die nicht mehr landstreichend und vagirend, sondern seßhaft und eingebürgert sein sollte, mußte natürlich nun auch viel von der Freiheit ihres bis dahin ungebundenen Lebens fahren lassen und sich den Sitten und Gebräuchen der sogenannten Werkel- und Alltagswelt bequemen. Sie dieser angemessener und zusagender zu machen, versäumte er nichts, was in seinen Kräften stand. Dekorationen, Maschinen, Flugwerke wurden geordnet und verbessert; die Garderobe zur Sache besonderer Aufmerksamkeit gemacht und in Allem, auch im Kleinsten, Anstand und möglichste Würde beobachtet. Was Schröder den Schauspieler betrifft, so sagt Schütze, wie es scheint ein unpartheiischer, gebildeter Mann in dieser Beziehung von ihm: „Die Kunst sich zu vervielfältigen, in ganz verschiedene Charaktere zu versetzen, zu vergeistigen, diese große und so äußerst seltene Kunst, mit wenig Aufwand von Bewegung vieles auszurichten, besitzt Schröder in hohem Grade. Er übertreibt nie und hält sich an keinen Führer als an die Natur", also an dasjenige Element in der Kunst, auf das Lessing hingewiesen. Was Schröder als dramatischer Autor geleistet, steht hinter diesen Verdiensten als Schauspieler und Direktor nicht zurück. Seiner Feder verdankt man die ersten scenisch eingerichteten Bearbeitungen Shakspeare's und viele würdige und höchst wirksame, entweder ganz eigene oder englischen Vorwürfen

nachgebildete Stücke, Stücke, die guten Geschmack, ein braves Herz und eine edle Denkungsart deutlich erkennen lassen. Wir erinnern nur an seine „Victoria, oder Wohlthun trägt Zinsen"; „Stille Wasser sind tief"; „Das Blatt hat sich gewendet"; an seinen „Vetter aus Lissabon", an sein „Keiner hat Recht, oder die Eifersüchtigen" u. s. w., alles bürgerliche Schau- und Lustspiele, die zu ihrer Zeit zu den beliebtesten in ganz Deutschland gehörten.

„Durch alles dies zusammengenommen", sagt Schütze, „ward in Hamburg, wo man, wie Knigge in seiner „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" bemerkt, warm ist für das Schöne ohne heißen Enthusiasmus, der theatralische Geschmack sichtbar verbessert. Häufiger Theaterbesuch, Stille und Aufmerksamkeit während der Vorstellungen, Wärme für große Vorführungen eines Schröder, einer Schröderin, einer Seylerin, Zukarini's und anderer ruhmwürdiger Artisten, und richtige Schätzung der Talente waren Folgen der gebesserten Bühne, Beweise des besser gestimmten Publikums."

Welch einen Nachdruck und Werth man aber mit vollem Recht auf dieses bessergestimmte Publikum in Hamburg, wenn es auch nur das Kleinere im Größern war, zu legen sich berechtigt fühlen konnte, das erhellt am Schlagendsten aus den Worten, mit welchen Schütze seine „Hamburgische Theatergeschichte" abschließt und wo es neben einigen geringen Aussetzungen endlich wörtlich heißt: „Das hamburgische theatralische Pu-

blikum behauptet schon seit lange den Ruhm eines der aufgeklärtesten, geschmackvollsten und gesittetsten in Deutschland. Daß es jenen Ruf mit Recht behaupte, bewies vorlängst die Empfänglichkeit für neue bessere dramatische Dichtungsarten, die hier früher als in andern Städten Deutschlands günstige Aufnahme fanden. Dies bewies die Achtsamkeit und Sorgfalt, womit man junge, hoffnungsvolle Künstler und Künstlerinnen, die in Hamburg die Bühne betraten, aufzumuntern suchte, ohne sie zu verzärteln, zu bilden, ohne sie durch unüberlegtes Beifallgeklatsche zu verderben. Dies bewies zum Theil die Auszeichnung, die man vordem und noch jetzt großen und verdienten Schauspielkünstlern auch außer der Bühne erwies und erweist. Dies beweist noch täglich manche richtige Würdigung, leise und lautere Mißbilligung. Man findet noch jetzt in Hamburg (wie Knigge in einer seiner neuern Schriften sagt) „kleine Haufen von Männern, neben denen Unsereiner so gern im Parterre steht, wenn Schröder die alten in- und ausländischen Meisterwerke hervorholt.“ Es stirbt nicht aus, dieses gebildete, kennerische Publikum, das im Parterre, im Logenzirkel, ja selbst auf der Gallerie einen Theil des Ganzen ausmacht.“

So urtheilte man und so hatte man vollständige Ursache vom hamburger Theaterpublikum gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu urtheilen. Und diesem Urtheil nach wird man das Herzpochen begreiflich finden, welches Schiller bei dem Gedanken ergriff,

daß man seine Dramen in Hamburg zu geben in Absicht habe. Man hatte Respekt vor Hamburg. Hamburg goutirte schon Shakspeare, als ihn beinahe das ganze übrige Deutschland noch nicht zu verstehen vermochte. Goethe's „Götz von Berlichingen" war hier schon aufgeführt, als eine solche Aufführung auf allen andern Bühnen noch für eine Unmöglichkeit galt. Lessing's „Emilia Galotti" stand in der alten Hansastadt schon ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigt da, als man Lessing von Wien her noch meldete: „der Kaiser habe nie in einer Tragödie soviel gelacht als in dieser, und auch das Publikum es an Stellen gethan, wo zu weinen gewesen wäre." Aber freilich, wie Stephanie in Wien den Odoardo gab, der unter andern, wie Madame König ihrem Freunde schreibt: „sein ohnehin großes Maul bis an die Ohren aufriß, seine Zunge lang mächtig aus dem Halse hervorschob und damit das Blut von dem Dolche leckte, womit er Emilia erstochen": so und mit einer brutalen und rohen Nüance dieser Art hätte ihn in Hamburg schon damals kein Stümper mehr spielen können.

Hamburg stand in seinem Sinne und Geschmack fürs Theater damals allen Städten in Deutschland voran, obschon grade hier, wie wir gesehen haben, das Theater die heftigsten Kämpfe und Anfeindungen zu erdulden gehabt hatte. Unter Schröder war es auf seinem Gipfelpunkte, und von ihm auf der Bühne überragt, schrumpfte Goeze auf seiner Kanzel zu einer bloßen Marotte seines ablaufenden Jahrhunderts zu-

sammen, der Niemand gewagt hat ein biographisches Denkmal zu stiften, wie es bekanntlich der originelle Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Meyer von Bramstedt, nach seiner Besitzung im Holsteinischen zubenannt, nach dem am 3. September 1816 erfolgten Tode Schröder's gethan hat.

Diese Biographie Schröder's, die in ihrer Art ein klassisches Werk geheißen werden kann, und ein literarisches Monument ist, wie kein anderer deutscher Darsteller ein ähnliches aufzuweisen hat, wird in der Kunstgeschichte stets von großer Bedeutung bleiben, weil ihr Verfasser, ein Mann, der von sich zu sagen pflegte, daß das Theater sein Vaterhaus sei, darin ein plastisches Bild nicht nur von seinem Freunde, sondern auch von dessen großartigen Schöpfungen gegeben hat.

Die Hebel, Mittel und glücklichen Umstände aber, welche der Bühne diesen Flor und jenen eclatanten Sieg über die Goeze's jener Zeit verschafften, sind in unserer Schilderung noch durchaus nicht erschöpfend angegeben worden, sondern müssen noch vielfach anderweitig erörtert werden. Das hamburger Theater hängt wie begreiflich und natürlich unter anderm genau mit dem Aufschwunge der Poesie und der Journalistik in dieser Stadt zusammen.

In einem frühern Abschnitte haben wir bereits gesehen, daß im siebzehnten Jahrhundert die Schule Lohenstein's und Hoffmannswaldau's besonders zahlreich in Hamburg vertreten war und in Feind, Postel und Andern ihre nicht ganz unbedeutenden Jünger

zählte. Aus den Reihen dieser hatte denn auch das musikalische Drama solange seine ersten Förderer und Stützen genommen, bis es einigermaßen erstarkt und kräftig geworden, seine Fittiche im französischen Alexandriner entfaltete und nun ganz im Genre des Corneille und Racine sich weiter entwickelte. Vielleicht wäre es in diese Richtung nie hineingekommen, wenn Feind länger gelebt und mehr Einfluß zu gewinnen im Stande gewesen oder Postel sich nicht so frühzeitig vom Schauspiel zurückgezogen hätte. Feind, wie wir schon angegeben, hatte die erste Witterung von Shakspeare, und Postel eine leise Hinneigung zur klassischen Poesie. Beide Elemente zusammengethan, hätten wahrscheinlich unserer Bühne andere Bahnen gegeben und sie frühzeitiger auf einen mehr eigenen und selbstständigen Weg geführt, als es dann später im Joche des französischen Kothurns ihr möglich war. Jedenfalls besaß Hamburg damals eine sehr bestimmende Macht in dieser Sache und wie es in Georg Behrmann die glänzendste Ausbildung des französischen Tragödienstils geliefert hat, so hätte es ohne Zweifel eine eigene deutsche Erscheinung bieten können, wenn Grund und Anlauf damals hier dazu gelegt worden wären.

Allein die widrigen Geschicke, denen Feind erlag und die Ablenkung Postel's von der Operndichtung zum Epos ließen diese ohne Haupt widerstandlos dem französischen Geschmacke anheimfallen und erst nach langen Verirrungen und Abschweifungen das Drama auf jene frühentdeckte Spur zurückgelangen, auf der

es ihm einzig vorbehalten scheint das Ziel seiner Vollendung erreichen zu können.

Hier nun auf die poetische Literatur im Allgemeinen in Hamburg um jene Zeit zurückkommend, haben wir anzuführen, daß der Roman neben der Musik und dem Schauspiel mit Hunold und Andern damals seinen Hauptherd darin aufgeschlagen hatte. Allein da eine Weiterbildung desselben von Hamburg aus nicht erfolgt und dieser Art der Literatur von hier aus nie Vorschub geleistet worden ist, so wollen wir nicht weitern Werth darauf legen, sondern uns mit Postel sogleich zum Epos wenden, worin er, seiner schon im Drama bewiesenen Hinneigung zur klassischen Poesie des Alterthums getreu, sich kühngemuthet sogleich an den Homer begab, von dem er das vierzehnte Buch der „Ilias“ poetisch übersetzt, etwa gegen das Jahr 1700 herausgab. So steifleinen, grob und ungeschlacht, ja so lächerlich gespreizt diese poetische Uebersetzung auch war, dennoch hat Gervinus Recht ein großes Gewicht darauf zu legen, behauptend, daß ein mächtiger folgenreicher Anstoß dadurch gegeben wurde, weil man damit anfing sich mit solchen Stoffen zu befreunden, Homer als einen Wunderpoeten zu preisen und sich in seine Werke und deren Commentare mit unverstellter Bewunderung so hineinzustudiren, daß man den Vorzug seiner Nacheiferer Virgil, Tasso und Milton vor der Masse der lyrischen Poeten endlich erkennend, die heroische oder Cavalier-Poesie in Deutschland, jene Hofpoesie, die sich so stolz über die schulfüchsische Richtung erhob, gradezu für

lächerlich zu erklären den Grund und Muth gewinnen konnte.

Wie Shakspeare's Proklamation von Hamburg aus durch viele dieser Proklamation vorausgehende literarische Züge gewissermaßen motivirt worden ist, so sehen wir auch hier schon auf Voß und Gries die Perspective eröffnet. Nichts, was da wird und entsteht, entsteht und wird mit einem Schlage aus sich selbst oder ohne logischen Zusammenhang und seine Antecedentien zu haben. Jedes Werden ist ein Wachsthum, und wie es zu der Pflanze den Keim, so muß es zu der poetischen That Voraussetzungen geben, Voraussetzungen, wie sie aufzufinden und ans Licht zu stellen die besondere und interessante Aufgabe des Literarhistorikers ist und begreiflicherweise sein muß.

In Erkennung Dessen geschieht es nun auch, daß wir neben Postel auf dem epischen Gebiete sogleich Christian Wernike, seinen Gegner, erwähnen, dessen es bedurft hat, um die, von jenem gegebenen Hinweisungen und gelieferten Anfänge dem Ungeschmacke und lächerlichen Bombast der Lohensteiner entreißend, zu der Nacktheit und natürlichen Blöße zu bringen, aus der sie einzig hervor zu der reinen Erhabenheit und Würde gelangen konnten, die wir sie bald in der Poesie unseres Vaterlandes einnehmen sehen.

Christian Wernike, ein geborener Preuße, hatte in Kiel 1685 unter Professor Morhof studirt, Reisen nach Frankreich und England gemacht, dann in Deutschland vergebens bei irgend einem Hofe Dienste gesucht und

sich schließlich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Hamburg niedergelassen, wo er Gönner und Freunde und in der Nachbarschaft eine hochgestellte Frau fand, die ihn mit ihrer Neigung beglückte. Kenner der Welt, scharfsinnig, gedankenreich und Mann von Charakter, war er besonders für das Epigramm begabt und von dem gelehrten Morhof von jeher nicht nur dazu aufgemuntert, sondern auch wol angeleitet worden. In der Jugend die Laster eifrig und gleichsam mit der Pritsche in der Hand verfolgend, verspottete er im reifern Alter, wie einer seiner Biographen sagt, die Thorheit der Welt mit lachendem Munde so glücklich, daß Hagedorn von ihm singen konnte:

> Wer hat nachdrücklicher den schweren Witz erreicht
> Und früher aufgehört durch Wortspiel uns zu äffen?
> An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
> An Geist sehr schwer zu übertreffen.

Und in der That muß Wernike auch entschieden als einer der besten Epigrammatisten und von besonderem Werth hauptsächlich deswegen gelten, weil er es war, der sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kühn und fest als ein Mann von Geschmack erhob, um der verblüfften Welt es offen zu sagen, daß der damals noch vergötterte Schwulst von Lohenstein und Hoffmannswaldau keine Erhabenheit sei. „Ein Hans Sachs ist mehr denn zehn Lohensteine und Hoffmannswaldau's werth", rief er damals, und diesen Ruf, gegen den sich alle zeitgenössischen literarischen Stimmen erhoben und erheben mußten, weil, vielleicht Canitz und Besser aus-

genommen, fast alle Dichter ihren Werth von dem Perlen- und Ambraschatze jener beiden Koryphäen des Geschmacks borgten, grade von Hamburg auszuschleudern, war schon darum so gewagt, weil hier ja der Hauptsitz jener Schule sich gebildet hatte.

Postel und Hunold standen natürlich auch sogleich dagegen auf; Postel mit einem Sonett, worin er Lohenstein mit einem todten Löwen und Wernike mit einem Haasen vergleicht, der auf demselben herumspringt, und Hunold mit einem Pasquill: „Der Poesie rechtmäßige Klage über die gekrönten und andere närrische Poeten“ und später noch: „Der thörigte Spritzenmeister oder schwärmende Poete“, beides erst infolge eines Heldengedichts: „Hans Sachs“ von Wernike, worin dieser Postel unter dem umgestellten Namen Stelpo und alle Seinesgleichen tüchtig gegeißelt hatte, eine Geißelung, die sich so weithin wirkend und von Nachdruck zeigte, daß sie allein hinreicht, Wernike's Namen in der Literatur sicherzustellen.

Seine Gedichte, so witzig und sauber sie sind, werden allein dies nicht vermögen, so sehr sie in den Literaturgeschichten auch immer nachbetungsweise gepriesen worden sind. Es liegt etwas Dürres und Trockenes darin, und auch sein menschlicher Charakter erscheint, wie Gervinus ganz richtig sagt, nicht eben sehr anziehend in ihnen zutage gelegt. „Er hat nicht Sinn für etwas Großes und Edles, am wenigsten für die Auffassung solcher Dinge, die mit Gemüth und Phantasie erfaßt sein wollen. Er hat viele Ueberschriften

auf geschichtliche Begebenheiten und Handlungen; allein so trefflich viele derselben der Form nach sind, so thut es doch weh, sie der Materie nach so häufig dem Gefühle widersprechend zu finden. Er bespöttelt die That der Philene als Jugendthorheit, er hebt in der des Brutus das Schmähliche, in der des Mucius das Thörigte hervor; er sagt giftig von Lucretia, ihre Todeswunde sei zu spät, sie hätte sich von Tarquin tödten lassen sollen, dem sie an Lastern Hohn gesprochen hätte: er habe blos ein Weib um ihre Zucht, sie aber einen König um die Krone gebracht!! Den Diogenes nennt er einen erzthörigten Marktschreier und Pickelhäring! Wernike", fährt Gervinus fort, „hat sich in den Hofzirkeln von Paris den schlichten Sinn etwas verdorben; er ist ein Weltmann, der manche feine Bemerkung über Menschen und Höfe in den Noten zu seinen Epigrammen niederzulegen, manche schlaue Klugheitsregeln zu geben weiß, und der sich auch etwas auf seine Weltkenntniß, den deutschen Schulfüchsen gegenüber zugute thut. Man sieht ihm die Bekanntschaft mit der neuen Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer an, mit dem Conflikte zwischen ihr und der Religion, zwischen der Weltlehre und der Schrift; allein er kommt auch hier moralisch so wenig zu einem festen Prinzip, wie dort kritisch: das eine mal warnt er scharf vor dem christlichen Satze, klug wie die Schlangen zu sein, das andere mal heißt er ihn sehr gut und meint, erzwungene Laster seien oft der Tugend Schutz, und räth viel auf Gerechtigkeit, mehr auf Sicherheit zu halten."

Wie aus Allem, was über ihn, seinen Charakter und sein Leben vorhanden ist, hervorzugehen scheint, war er Autor weniger aus angeborenem Triebe und innerm Berufe als vielmehr aus Liebhaberei und in Zeiten, wo er eben nichts Anderes war. Daß er aber etwas Anderes sein wollte und zu sein nicht nur die Lust, sondern auch den Ehrgeiz hatte, geht aus seinem Trachten nach der Gunst eines Hofes und aus der Liebedienerei hervor, die er offen genug in seinen Schriften zu der Macht und dem Ansehn der Potentaten zu Tage legte. Daß ihm Lucretia's weibliche Ehre nichts gegen die Krone Tarquin's ist, haben wir schon in dem Gervinus'schen Auszuge gesehen. Aber auch, als er gegen Hunold schrieb, verschmähte er es nicht, diesen der Majestätsbeleidigung zu verdächtigen und wegen einer Grabschrift zu denunciren, die Jener auf Karl II. von Spanien gemacht, und worin dessen angeblich letztes Testament getadelt gewesen sein soll.

Wohllebend, der Macht und dem Pompe ergeben, konnte das arme, beiseite gestoßene Leben eines deutschen Schriftstellers ihn nicht reizen, sondern seine Begabung dafür ihm gewissermaßen nur als Mittel erscheinen, sich eine andere Berufsthätigkeit zuerst zu erwerben und sodann zu verschönern. Wirklich glückte es ihm auch, sich durch einflußreiche Bekanntschaften an den Hof nach Kopenhagen hin empfehlen zu lassen, welcher ihn dann später bei seiner Legation in Paris verwendete, wo er um 1720 gestorben sein soll.

Sowenig wir nun aber auch in das überschweng-

liche Lob einzustimmen im Stande sind, das Wernike über seinen Geist, seinen Charakter und seine Epigramme gespendet worden ist: den Ruhm und die Bedeutung seiner kühnen und unerschrockenen Manipulation gegen die Schule der Lohenstein und Hoffmannswaldau sind wir weder gewillt noch vermögend zu schmälern, weil wir schon gleich nach ihm in Michael Richey, in Brockes, Hagedorn, Schiebeler und Andern den von ihm angebahnten Umschwung glänzend belegt und documentirt finden können.

Michael Richey, ein geborener Hamburger und Lehrer am Gymnasium dieser Stadt in der Zeit von **1678—1761** lebend, warf zwar nicht allen Schwulst, aber doch den meisten Wulst, d. h. zwar nicht ganz die weitgebauschten Phrasen und Sätze, aber doch deren geschmackloses Füllsel, die leeren, aufgedunsenen Gedanken heraus und ging in Ton und Sangweise auf Flemming's Anschlag so glücklich zurück, daß er auch ganz wohl von sich selbst zu singen berechtigt war:

> Der Pegasus, den ich beschreite,
> Legt hohen Prunktrab an die Seite
> Und nimmt mich fein gemächlich mit.
> Er kennet weder Schweiz noch Sachsen
> Und läßt sich selbst die Regeln wachsen
> Zum ungezwung'nen sanften Schritt.

Von Hamburg, das er über Alles liebte, gab er nicht nur ein „Idiotikon oder Wörterbuch zur Erklärung der eigenen in und um Hamburg gebräuchlichen niedersächsischen Mundart“ heraus, sondern auch soviele Lob- und Festgedichte, daß er recht eigentlich ein Pane-

gyrikus Hamburgs genannt werden darf. Seine Gedichte sind meist nur Gelegenheitsgedichte, in denen er bald einen neugewählten, bald einen gestorbenen Bürgermeister, dann wieder irgend ein neu von Stapel gelaufenes Schiff oder irgend sonst einen Gegenstand besingt, der mit Hamburgs Wohlfahrt und Glück irgendwie im Einvernehmen steht. Behäbig, launig, guten Humors und gefälligen Witzes, athmet seine Poesie schon etwas von jener Ungezwungenheit und poetischen Hausmannskost, die an die ähnlichen Lieder von Voß hinanklingt. Weder Königen noch Mäcenen schmeichelnd, singt er sein Lob seinen Mitbürgern so harmlos und gutmüthig im Gefühl der bürgerlichen Gleichstellung und politischen Mitberechtigung ins Gesicht, daß darin wol der Hauptgrund der großen Beliebtheit zu suchen ist, deren sich seine Gedichte bis spät ins achtzehnte Jahrhundert hinein bei den Hamburgern zu erfreuen hatten. Auch muß man eben die Zeit bedenken, in der er sang und in welcher es allerdings eine Wahrheit war, wenn er dichtete:

Seht, wie auf Hamburgs stiller Flur,
Allwo Gerechtigkeit und Friede sich noch küssen,
Minerva und Merkur
So angenehm sich zu begegnen wissen!
Wie freundlich und wie vortheilhaft
Weiß Eines sich dem Andern zuzuwenden!
Die Weisheit trägt die Kaufmannschaft,
Die Kaufmannschaft die Weisheit auf den Händen.

Ein besonderes Verdienst an ihm ist auch, daß er auf eine reine Schreibart bei uns dringt und nicht

ohne Grund damals unserer Literatur den Vorwurf machte: „Ein Teutscher muß jetzund französisch, lateinisch nnd italienisch verstehen, um ein Buch in seiner Muttersprache lesen zu können.“ Sich zunächst als Hamburger wohl fühlend, fühlte er sich auch wohl als Deutscher, und dieses deutsche Wohlgefühl, das der große Paul Flemming z. B. wegen des herrschenden Krieges in Deutschland nicht hatte finden können und zuletzt in Hamburg zu suchen kam, dieses deutsche Wohlgefühl ist es, welches die Richey'schen Gelegenheitsgedichte so anmuthend und hübsch macht, und nur nachdem dieses der germanen Poesie gewonnen war, wurden die spätern Dichter, wie in Hamburg zunächst Brockes und Hagedorn, im tiefern Deutschland aber Wieland, Klopstock und sogar Goethe möglich.

Barthold Heinrich Brockes, berühmt durch die neun Theile seines „Irdisches Vergnügen in Gott“, ist der Sohn eines hamburgischen Kaufmanns, der in Halle die Rechte studirte, dann Reisen durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Holland machte und endlich nach Hamburg zurückkehrte, um hier in genußreichem Privatleben einzig mit Poesie und Wissenschaft beschäftigt, von seinem Vermögen zu zehren. Später zum Rathsherrn erhoben, schickte ihn seine Vaterstadt mehrmals als Abgesandten nach Paris, Wien, Berlin und Kopenhagen. Auch hat er sechs Jahre als Magistratsoberhaupt in Ritzebüttel residirt. Er starb in Hamburg am 16. Januar 1747, 67 Jahre alt.

Seine Poesien, welche er von Andern und darunter

auch von Richey dem Publikum vorlegen ließ, bei welcher Vorlegung in der dazu geschriebenen Vorrede stets das ausgiebigste Lob für ihn abfiel, das er, vor seinen eigenen Gedichten ihm gespendet, mit einer Ruhe und Gelassenheit hinnahm, die man ihm heutzutage zum Verbrechen machen würde; seine Poesien, die ihm den Namen „Elbschwan" verschafften, sind nun ganz und gar ein Anschluß an Richey's Gelegenheitsgedichte und deren deutsches Wohlgefühl. Ihr besonderes Verdienst ist nur, daß sie diesem deutschen Wohlgefühl eine bestimmte Richtung und zwar die in die Natur hinein geben. Die Natur war bis dahin unsern Dichtern gewissermaßen nichts als eine Vorrathskammer gewesen, aus der sie ihre Vergleiche und Bilder holten, Vergleiche und Bilder, die so stereotyp und stehend geworden, wie etwa die aus der Mythologie der Alten, welche ihnen nicht ferner stand, als die Rosen und Lilien in ihren Gärten.

Brockes zuerst begann die Dinge sich näher anzusehen und die deutsche Poesie gewissermaßen in die Natur hinaus spazieren zu führen und mit ihr bekannt zu machen. Die Blume, der Baum, das Gras, die Nachtigal, das Alles sind und bleiben ihr keine todten Begriffe, keine leeren Vorstellungen mehr, sondern es werden ihr Gegenstände voll Reiz und Leben, voll geheimnißvoller Symbolik und göttlicher Tiefe, die nun nicht mehr blos da sind, um für die Dichtkunst gemalte Decorationen und Versetzstücke abzugeben, sondern um selbst gewissermaßen zu Aktion und Handlung zu kommen.

Man sieht, wie in Brockes' Gedichten die der deutschen Poesie bis dahin todt geschienene Natur gleichsam lebendig wird, und dies Lebendigwerdenlassen der Natur unter den Schleiern ihrer Verse ist ihr ewiges und unveräußerliches Verdienst, ein Verdienst, dessen Größe wir heutzutage hauptsächlich darum sowenig abzuschätzen wissen, weil wir nicht immer geneigt und bemüssigt sind, uns ein rechtes Bild von der deutschen Dichtkunst vor diesem Umschwunge vor die Seele zu führen. Die deutsche Dichtkunst sollte sich stufenweise zu einem neuen Leben bilden, wie Gervinus sagt: „sie fing bei Brockes mit der leblosen Natur an und deutete kaum auf die Thierwelt in wenigen Fabeln oder Parabeln hin; gleich nach ihm ward die Thierfabel ein weitkultivirtes Gebiet; dann ging Klopstock auf den übermenschlichen, Wieland auf den wirklichen Menschen über, bis die Spätern den eigentlichen Vorwurf der Kunst, den idealisirten Menschen trafen."

Aus dieser Betrachtung allein ist es leicht, die Wichtigkeit der Brockes'schen Gedichte abzusehen. Diese Gedichte sind gewissermaßen die Grundstufen unserer ganzen modernen Poesie und es ist also das Lob nicht für übertrieben zu achten, das ihnen zu ihrer Zeit gespendet worden, wenn wir selber auch schon nur noch wenig von ihnen wissen oder hören wollen. Die Wiederholungen und Tüpfeleien, das Gedüftelte und Gelüftelte in den Brockes'schen Versen, die oft nur bloßes Aufzählen von Pflanzen und Steinen, „ein poetisches Wetterjournal" oder „ein gereimter Kalender" (Gervinus)

sind, können uns natürlich heutzutage nicht mehr anziehen. Sein gutmüthiger und behäbiger Naturenthusiasmus muthet uns doch manchmal zuviel zu, wenn er glaubt, es sei uns ein ganz besonderer Reiz, die Stille nach einem Gewitter in einem poetischen Passus dadurch am Besten geschildert und vergegenwärtigt zu sehen, daß er gewissenhaft alle Wörter vermeidet, die ein r in sich aufweisen, oder Betrachtungen über den Braunkohl und eine Waizenähre gibt, von welcher letztern er unter anderm z. B. singt:

Nur in einer Waizen-Aehre, so daß keins daran gefehlt,
Hab' ich hundertfünfzig Körner mit Verwunderung gezählt.
Und aus dieser Aehre Wurzel waren sieben andre Stangen
Nebst der einen, folglich acht, auf einmal, hervorgegangen;
Diese geben nun zwölfhundert. Säete man nun diese Zahl,
Könnten schon im andern Jahr eine Million, und ferner
Vierundvierzig hundert tausend vollenkommne Waizenkörner
Davon eingeerntet werden. Welche reiche Fruchtbarkeit
Hat das einz'ge Wort des Schöpfers, das die Frucht gebenedeit,
In das liebe Korn geleget und dem Samen eingesenket!
Wer erstaunt nicht, der dies Wunder, recht betrachtend, überdenket!

Doch das ist noch lange nicht der Gipfel der Abgeschmacktheit, den wir den Dichter in seinen naturschildernden Gedichten erreichen sehen. Das Eclatanteste ist wol seine lange und fast endlose Beschreibung einer außerordentlichen lieblichen Winterwitterung in Ritzebüttel, in welcher er durch mehrere Monate hindurch ein poetisches Tagebuch führt, das unter anderm Dinge enthält wie die folgenden:

Der erste Tag des Februars war auch nicht weniger gelinde,
Es war der Himmel zwar bedeckt, es weheten die Süden-Winde

Doch sanft, so daß es gar nicht kalt, das Wetter folglich lieblich war,
Zumal da Nachmittags annoch die Luft erheitert, hell und klar,
Und durch den untergeh'nden Strahl der Sonne alles recht vergüldet,
So Erd' und Wasser helle ward; es war ein Abendroth gebildet,
So schön als man es selten sieht. Ich sah darauf der Sterne Pracht,
So daß ich mit Entzücken rief: Mein Gott, welch eine schöne Nacht!
Am andern Morgen schneit' es frühe stark, das Feld ward schnell mit Schnee bedecket,
So daß, da aus dem weißen Schnee die grüne Saat die Spitzen stecket,
Was erst in einem gelben Grünen, im Augenblick ein weißlich Grün
Und wie das schönste Seladon, aus grün und weiß gemischtes, schien.
Weil aber doch die Luft nicht kalt, verging der erst gefall'ne Schnee,
Worauf es denn bis Nachmittag, mit Süden-Winde, regnete.
Die Sonne brach nachhero durch, so daß man diesen Tag wird können
Zwar nicht so schön als wie die andern, doch auch nicht sehr verdrießlich nennen.

Haben wir so nun aber die Lächerlichkeiten und Abstrusitäten der Brockes'schen Dichtweise betrachtet, so würden wir ihm doch sehr Unrecht thun, wenn wir dazu im Gegensatze nicht auch einige Stellen anführen wollten, die uns sein Talent in seiner ganzen Schöne und Pracht erkennen lassen. So wird z. B. die Nachtigal zuerst so von ihm geschildert:

Sie lässet Tag und Nacht zu ihres Schöpfers Ehren
Viel tausend süße Lieder hören,
Womit sie Feld und Wald, Luft, Herz und Ohren füllt.
Ihr kleiner Hals, woraus ein flötend Glucken quillt,
Lockt, schmeichelt, girret, lacht, singt feurig, schlägt und pfeift;
Erst zieht sie lange, dehnt und schleift,
Dann wirbelt sie den Ton, zertheilet, fügt ihn wieder
Und ändert wunderschnell die angenehmen Lieder:

Fast aller Singevögel Klang,
Manieren, Melodie, Gesang
Hat der Naturgeist, wie es scheint,
In einer Nachtigal vereint.

und dann später noch einmal und schöner so:

Ich hörte die Siren' der Büsche,
Die wundersüße Nachtigal,
Wie sie mit klingendem Gezische
Erfüllte Wälder, Berg' und Thal.
Ich hörte sie bezaubernd streicheln,
Mit holdem Gurgeln Luft und Ohr.
Es brachte ihrer Kehle Schmeicheln
Die Leiter der Musik hervor;
Sie machte Fugen, Pausen, Sprünge
Und Contra-Punkte, daß es ließ,
Ob sie mit tausend Zungen sünge
Und in viel hundert Röhren blies.
Bald ist's, als ob sie Jemand riefe;
Bald kräuselt sie den reinen Schall;
Bald senkt sie ihn in hohler Tiefe
Durch einen angenehmen Fall.
Es läßt, als wären im Geäder
Von ihrem eingeschränkten Schlund,
Vom Wirbelwind getrieb'ne Räder;
So scharf, so reinlich und so rund
Formirt ihr enger Hals die Töne,
Ja selbst die schwersten ohne Müh',
Ohn' alles Zwingen, hell und schöne;
Bald zieht, bald dreht, bald schärft sie sie;
Kein Fechter schwingt so rasch den Degen;
Die Wellen wallen nicht so kraus;
Kein Pfeil kann sich so schnell bewegen,
Als sie die Noten bringt heraus.
Ist's möglich, dacht' ich, wohnt solch Klingen
So einem kleinen Seelchen bei?

Ist's möglich, daß von solchem Singen
Die Quell' ein tönend Stäubchen sei?
Ein Federchen, d'rin Ton und Leben?
Und ein beflügelter Gesang?
Ein Schall, ein Hauch, mit Haut umgeben?
Ein singend Nichts? Ein bloßer Klang?
In solchen forschenden Gedanken
Vertiefte sich mein munt'rer Sinn.
Ich schloß nach Hin- und Wiederwanken:
Es sei 'was Himmlisches darin.

In dieser Weise hat in seiner guten Zeit Brockes Alles, was er in der Natur rings um sich sah, so anschaulich verlebendigt, daß mit Recht von ihm zu sagen war: sie enthalte beinahe keine Schönheit mehr, welche nicht durch seine glückliche Feder fast mehr gemalt als beschrieben worden. Ein malender Dichter oder ein dichtender Maler sind Bezeichnungen, die ihm oft gegeben worden und die ihm in der That auch zukommen, zunächst und vor Allem schon wegen der bemerkenswerthen glücklichen Benutzung und Anwendung des Epithetons, worin er nach Kennerausspruch sogar über Homer hinausragen soll. Er ist gewissermaßen der erste Virtuos des Adjectivs, mit welchem nachdem Goethe und Heine noch so erstaunliche Wirkungen erzielt haben, und das vor Brockes eine ganz dürre, todte bombastische Masse war, eine Masse, die mehr verunzierend als dienlich erschien. Er, der seine Gedichte eine „Sinnenschule" nannte und in der That auch, wie Gervinus ganz richtig sagt: „die Sinne emancipirte", d. h. die Deutschen in der Poesie gleichsam erst fühlen, sehen, riechen, kurz Liebe und Verständniß zur Natur

finden lehren mußte, er, der das Jubiliren der Lerche, das sumsende Gemurmel der Biene, das lispelnde Rauschen der Blätter, das murmelnde Geplätscher des Baches, das flüsternde Zischeln des spitzen Schilfs seinen Lesern in Wort und Tonfall nachgeahmt vor die Seele führen wollte: er konnte und mußte natürlich besondere Gewalt über das Eigenschaftswort zu gewinnen und es in seinem ganzen Reize zu erfassen suchen. Eben aber auch weil er dies suchte, brauchte er mehr Freiheit als ihm der Alexandriner gewähren konnte, dessen frostige Enge und Steife dem Beiwort überall Schranken setzte. Da nun auch schon Richey diese Schranken nicht unglücklich durchbrochen und dem Verse größere Beweglichkeit und Fülle gegeben, so benutzte Brockes diesen Vorgang, sich durch die gemachte Bresche hinaus in eine größere Freiheit des Rhythmus zu wagen und durch dieses Wagniß den Widerstand gegen jene Versart allgemeiner zu machen. Wir heutzutage, die wir den Alexandriner ganz gestürzt und gewissermaßen in unserer Literatur ausgerottet finden, haben keine rechte Vorstellung mehr von der Macht, die er ausgeübt, und welche doch einst so groß war, daß man das beinahe für kein Gedicht ansah, was nicht in seinem Versmaaß erschien. Es bedurfte also gar bedeutender Autoritäten, um ihn zu verdrängen, und diese Verdrängung mit angebahnt und vollbracht zu haben, ist darum auch durchaus keine so geringfügige Sache gewesen, als man es nachdem und wunderbarerweise schon kurze Zeit danach geglaubt hat. Eschenburg, der

an Schiebeler rügte, daß er Richey's dichterische Talente zu verschwenderisch gelobt und nach dem Maßstabe der allgemeinen Stadtbewunderung beurtheilt habe, tadelt auch das Lobgedicht, mit welchem Friedrich von Hagedorn 1730 seine dichterische Laufbahn von England aus begann, und nannte es das Schlechteste, was Hagedorn geschrieben. Aber ganz abgesehen davon, daß wir das Gedicht so schlecht durchaus nicht finden können, wie man uns einreden will, so ist es zugleich auch so charakteristisch und bezeichnend für die damalige Epoche, daß wir seine Auslassung in der Sammlung der Hagedorn'schen Poesien keineswegs zu billigen im Stande sind und es hier trotz seiner Länge mittheilen wollen, weil es einmal die Schilderung von Brockes' Einfluß und Wirksamkeit am Besten abschließt, und dann in Bezug auf Hagedorn selbst den passendsten Anknüpfungspunkt bietet, der für diesen gefunden werden kann. Das Gedicht lautet folgendermaßen:

Ein starker Zug gerechter Pflicht
Gibt mir, o Brockes, neue Triebe,
Und dein Verdienst, wie meine Liebe,
Erfodert heut ein Lobgedicht.
Ich darf, ich will, ich kann nicht schweigen,
Du nimmst mich durch zu vieles ein;
Und dir mein Herz jetzt nicht zu zeigen
Wird mir gewiß unmöglich sein.

Zwar denk' ich nicht, ich will's gesteh'n,
Es könne meiner Musen Lallen
Noch mehr als etwan dir gefallen
Und dich durch ihren Werth erhöh'n;

Darf man ob ihrer Armuth klagen,
Da sie uns solche Wunder lehrt,
Wovon das Kleinste vorzutragen
Ein Nachdruck selt'ner Art gehört?

Die Schönheit, die ein Werk enthält,
Ist eine Lust den klugen Meistern:
Der ist nicht von den kleinen Geistern,
Dem Brocks vor Andern wohlgefällt.
Was wir am Maro loben müssen,
Reizt Kenner nur, nicht Jedermann,
Und Brockes zu bewundern wissen,
Zeigt Witz, Geschmack und Einsicht an.

O Dichtkunst! Die du meine Brust,
Die dir geweihte Brust regierest,
Und mich durch jene Hoheit rührest,
Die Flaccus zu erreichen wußt':
Belebe ferner Geist und Triebe
Und stärke mich ohn' Unterlaß,
So in des theuren Brockes Liebe,
Als in gemeiner Sänger Haß.

Ein Schatz vollkomm'ner Aehnlichkeiten
Schmückt und bereichert jedes Bild,
So einst das Auge später Zeiten
Mit freudiger Bewundrung füllt.

Hier reizt der Erden prächt'ger Bau,
Der Wiederschein der bunten Felder,
Die grüne Nacht der dicken Wälder,
Der Blumen Perlentrank, der Thau,
Der Morgenröthe süße Wonne,
Das Sternlicht und der blasse Mond,
Der Hauptplaneten Fürst, die Sonne,
Die in dem güldnen Schimmer thront.

Dies scheint auf dem Papier zu stehn,
Und hier zu blenden, hier zu strahlen,
So täuschet uns dein dichtend Malen,
Man glaubt, was du erzählst, zu sehn.
Doch nur zu sehn? Nein, auch zu hören,
(Wo hat der Pinsel dies erregt?)
Wann in der Nachtigalen Chören
Der Reim fast zwitschert, lockt und schlägt.

Mich däucht, ich seh' das Firmament,
Mich däucht, ich hör' der Winde Blasen,
Der Schlossen Sturz, der Wetter Rasen,
Das Wolken bricht und Aeste trennt.
Mich schreckt das donnernde Gebrülle,
Das deiner Worte Schwall beschreibt,
Bis bald des Reimes sanfte Stille
Mein Herz zur sichern Ruhe treibt.

Ich führe keine Lichter an,
Dich über sie hinaufzurücken;
Dein Vers kann uns sosehr entzücken,
Daß man an sie kaum denken kann.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, ein königlich dänischer Conferenz- und Staatsrath, als Minister bei dem niedersächsischen Kreise in Funktion stand. Wie in allen Familien, aus deren Schooß irgend ein berühmter Künstler hervorgegangen, vordem gewöhnlich Sinn, Neigung und Versuche zu eben dieser Kunst sich von Generation zu Generation vererbt und solange gesteigert zu haben pflegen, bis denn endlich jene incarnirte Vollendung derselben aus ihr zum Vorschein kommt, so erfahren wir denn auch hier, daß die Hagedorn'sche Familie schon durch mehre Geschlechter hindurch Lust und Liebe zur Poesie in sich getragen und namentlich in dem Vater unsers Dichters die Literatur sich einen so warmen Freund und Gönner erworben hatte, daß er nicht nur am liebsten mit Schriftstellern wie Feind, Wernike und Richey Umgang hielt, sondern, wie wahrscheinlich, hie und da wol auch selbst einmal einen dichterischen Ansatz nahm. Seinem Sohne Friedrich,

der ihm auf das Glücklichste nacheiferte, scheint er nicht nur in gesteigertem Maaße jenes Talent, sondern auch viel von seinem Wesen und Temperamente eingeimpft zu haben; wenigstens finden wir, wenn wir von den Eigenschaften, die Diesen charakterisiren, auf die des Vaters zurückblicken, bei Jenem denselben leichten Sinn, die gleiche wohlgemuthe Lebensanschauung und die ganz ähnliche heitere Sorglosigkeit, alles Attribute, die den alten dänischen Herrn gewiß stets und überall sehr liebenswürdig haben erscheinen lassen, aber am Ende doch wol nicht wenig beitrugen, die Verhältnisse seines nicht unansehnlichen Vermögens zu erschüttern. Die Nachrichten jener Zeit melden zwar, daß Wasserfluthen und Gewitterschäden, die seine Besitzungen im Holsteinischen verwüsteten, die Hauptschuld seines Ruins tragen; allein es wird doch auch eine Bürgschaft von 6000 Thalern, die er ein wenig leichtsinnig für einen Bekannten gestellt und bezahlen mußte, sowie manches Andere erwähnt, das darauf schließen läßt: er habe nicht eben zum Besten hausgehalten. Soviel ist verbürgt, daß, als er 1722 starb, seine Wittwe, eine geborene Hamburgerin, in Umständen zurückblieb, die es ihr nur schwer möglich machten, ihre Söhne auf der Universität, die sie bald danach bezogen, nicht am Nöthigsten Mangel leiden zu lassen.

Friedrich, welcher seine Jugend ausschließlich in Hamburg verlebte und hier, wo fremde Sprachen von jeher viel getrieben worden waren, sich in diesen früh so vervollkommnete, daß er schon als Knabe italienische

und französische Verse machte, widmete sich in Jena dem Studium der Rechte und scheint im Sinne gehabt zu haben, die Laufbahn seines Vaters zu erwählen; wenigstens treffen wir ihn schon 1729 bei dem dänischen Gesandten, dem Freiherrn von Söhlenthal, in London als unbesoldeten Sekretär oder Attaché. Da ihm aber der Aufenthalt in der theuern Themsestadt auf die Länge zu kostbar wurde und er es nicht übers Herz bringen konnte, seiner armen Mutter noch auf unbestimmte Zeit hin mit allen seinen Bedürfnissen zur Last zu fallen, so gab er seine Stellung bereits 1731 wieder auf und kehrte nach Hamburg zurück. Nachdem er hier im folgenden Jahre seine Mutter durch den Tod verloren, erhielt er 1733, vermuthlich infolge seiner englischen Connexionen die Stelle als Sekretär bei dem englischen Court, die ihm bei einem Jahrgehalt von hundert Pfund und freier Wohnung nicht nur viele Muße, sondern auch eine sehr angenehme glückliche Unabhängigkeit zustatten kommen ließ. Noch in demselben Jahre verheirathete er sich mit der nicht schönen und bereits alternden Tochter eines englischen Schneiders, Butler, wie man sagt, weil er diesen für sehr reich ansah und ein ansehnliches Vermögen zu erlangen hoffte, eine Hoffnung übrigens, die ihn sehr betrog und durch deren Vereitelung das leichtsinnige Eingehen seines Ehebündnisses auf eine ziemlich harte Weise bestraft worden ist und noch mehr bestraft worden wäre, wenn angeborener Frohsinn und eine unverwüstliche gute Laune ihn nicht

leicht über alle Mißverhältnisse seines Lebens hinauszuheben im Stande gewesen wären. Er starb am 28. Oktober 1754, nach einer Mittheilung Lessing's an der Wassersucht, die er sich durch sein unmäßiges Trinken zugezogen.

Nachdem wir so von der wenig bedeutsamen und keineswegs fleckenlosen zeitlichen Existenz Hagedorn's gehandelt, wenden wir uns nun um so freudiger zu seiner andern in unvergänglichem Ruhme strahlenden poetischen, die uns mit ungleich höherm Respekt und größerer Verehrung erfüllt. Mit Recht nennt Vilmar in seiner Literaturgeschichte die Poesie dieses Dichters die erste gute Frucht, welche die zwei Jahrhunderte lang nur schädlich, ja oft gradezu nur giftig auf unsere deutsche poetische Literatur einwirkende klassische Philologie getragen; und Danzel, der ihm darin beipflichtet, meint: daß, nachdem man gewahr geworden, wie der Gehalt der alten Dichter nur der ganz einfach menschliche sei, der auch in uns Neuern lebe, und man zuerst angefangen, sie in diesem Sinne zu lesen, dann nachzuahmen, sich Hagedorn endlich zuerst und mehr als Andere erkühnt habe, das rein Menschliche ganz allein ohne das Gängelband der antiken Nachahmungen und ohne den Fallhut der antiken Regeln in die Welt hinein schreiten zu lassen, damit den Reigen der dichterischen Neuzeit eröffnend.

Lessing, der, wie wir schon gesehen haben und seine Collectaneen beweisen, von Hagedorn's Persönlichkeit und Charakter durchaus nicht groß dachte, miskannte den-

noch seine Bedeutung nicht, und indem er ihn für den größten Dichter seiner Zeit erklärte, begann er, auf seinen Vorgang gestützt, die von jenem angebahnte Regeneration und Selbständigkeit der deutschen Literatur so nachhaltig und consequent zu proklamiren, daß von da ab dieselbe denn auch zuerst anfängt, einen eigenen und nationalen Charakter zu erhalten. Daß aber Hagedorn allen andern Poeten seiner Epoche voran diese Entwickelung einzuleiten die Befähigung und Macht erhielt, hängt aufs Genaueste mit dem Leben und den literarischen Vorgängen in Hamburg zusammen, wie wir das eine sowol als die andern uns bereits am gehörigen Orte vergegenwärtigt und hier daher nur kurz ins Gedächtniß zurückzurufen haben, um sogleich das Richtige der Sache einzusehen.

Hagedorn fand in seinem älterlichen Hause wie in ganz Hamburg ein behäbiges, glückliches Leben, ein Leben, in dem es sich wohlsein ließ. Die Wissenschaft hatte darin große und praktische Vertreter gefunden, die Literatur eine Regsamkeit und Frische gewonnen, wie fast nirgendwo anders in Deutschland. Von dem sterbenden Paul Flemming war hier in seinen zurückgelassenen Gedichten ein fortzitternder Nachhall geblieben; Feind's Genie zuckte und loderte nach allen Enden hin und gab der Literatur Beweglichkeit; Wernike stürzte den falschen und schlechten Geschmack, Richey gab der Poesie, in Dem, was Form und Maaß betrifft, die Zügel frei und Brockes endlich eroberte ihr die Sinne, d. h. den Reiz der Empfindung, den Zauber des Ge-

fühls. Auf diese Errungenschaften fußend, kam nun Hagedorn aus England, um seinem anmuthigen dichterischen Naturelle die weitgreifendste Wirkung zu verschaffen, die bis dahin ein deutsches poetisches Talent sich zu erwerben im Stande gewesen war.

Daß England damals grade im besten Zuge war, die über Holland ihm zugeführte klassische Bildung in sich zu verarbeiten und zu verwerthen, haben wir bereits in unserer Einleitung angegeben, und dort auch gesagt, daß sie von jenem Eilande herüber zuerst nach Hamburg übergeleitet wurde. Bei dieser Ueberleitung nun steht Hagedorn in erster Reihe, denn er ist es, der durch die Schriften des Grafen Shaftesbury und dessen moderne Auffassung des Horaz angeregt, nun auch seinerseits anfängt, den Geist dieses klassischen Autors in die Adern der deutschen Poesie überzuführen.

Eine solche Ueberführung zu bewerkstelligen und zu ermöglichen, war aber Hamburg besonders deswegen auch der sehr geeignete Ort, weil hier zu dem innern Antriebe auch schon die äußern Umstände paßten. Als die feinern Künste und Wissenschaften nämlich aus Griechenland und Italien her über Frankreich, Holland und England die Tour um die Welt zu machen begannen, nahmen sie, gewissermaßen von ihrer Wiege her an einen ewigen Frühling der Natur gewöhnt, in ihrem Gefolge auch Flora und ihre Kinder mit. Frankreich, Holland und England waren eins nach dem andern zu herrlichen Gärten und auch Hamburg, nur angeweht von der klassischen Bildung, sofort, wie es

in Auslassungen jener Tage heißt: „zu einem irdischen Paradiese geworden.“

In diesem irdischen Paradiese hatte nun zuerst Brockes den Sinn für die Natur geweckt, und Hagedorn, ihm dafür dankend und anknüpfend daran, zu diesem für die Natur erweckten Sinne die wohllebige, rein menschliche Lust und Freude gebracht. Er zuerst sang und dichtete im Genuß der Natur, und die Natur ward hier zuerst zu jenem Element geistiger Schönschmeckerei, das wir später übermäßig ausarten und Lessing schon zum Ekel werden sehen. In Hagedorn war es aber noch ein ganz pralles und gesundes dichterisches Moment, ein Moment, das den zartesten und höchsten Reiz seiner Poesie ausmacht und sie so ungebunden, schwellend, neckisch und graziös, wie keine andere deutsche vor ihr erscheinen läßt.

Hagedorn selbst, ein Lebemann im wahren Sinne des Worts, ein guter Gesellschafter, anerkannter Gourmand und Trinker, liebte daneben die Erholung auf einsamen Spaziergängen und die Süßigkeit des Landlebens mit Leidenschaft. Seine Wanderungen zu einer breitästigen Linde in Harvstehude waren in ganz Hamburg so bekannt, daß man diesem Baume seinen Namen gab und sie allgemein Hagedorn's Linde nannte, eine Benennung, die der Himmel, wie es scheint, so gutbieß und in Ehren hielt, daß er kurz nach Hagedorn's Hinscheiden durch einen niedergeschleuderten Blitz die Linde wegraffend, dadurch verhinderte, daß die Lieblingsstelle eines Dichters zum Erholungsplatze für Pfahl-

bürger und Philister wurde. Der Baum, der noch jetzt wol im Munde dankbarer Hamburger die Bezeichnung von Hagedorn's Linde führt, ist ein anderer und nicht der echte mehr. Dies Harvstehude und die Alster hat übrigens Hagedorn mehrfach sehr glücklich besungen.

In seinem Benehmen soll Hagedorn bescheiden, artig und gefällig gewesen sein und in seinen Gewohnheiten so bürgerlich, daß sein Bruder Ludwig ihn mehrfach daran zu erinnern sich veranlaßt fand, das von vor seinem Namen nicht wegzulassen. Lessing, der viel an ihm aussetzt, sagt unter anderm auch von ihm: „Dieser Mann, der in seinen Schriften so vorsichtig, so anständig und so gutherzig war, war in seinem mündlichen Umgange äußerst beißend und beleidigend"; allein soviel er dies in Gesellschaft auch war, und er war es da wol nur, wenn der Wein ihn angeregt und über sich selbst hinausgehoben; im Gedicht, der Natur und seinem Ingenium überlassen, ist er es, wie ja eben auch Lessing einräumt, nie gewesen. Da war Alles an ihm nur Gutmüthigkeit, Frohsinn und gefällige Laune, wie wir dies nur durch einige wenige Beispiele belegen wollen.

Wen ergötzte nicht sein Lied „An die Freude", das da lautet:

Freude, Göttin edler Herzen
Höre mich!
Laß' die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich!

Munt're Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

Wie schalkhaft heiter ist nicht seine Verspottung der „verliebten Verzweiflung", die er auf folgende Weise persifflirt:

Gewiß, der ist beklagenswerth,
Den seine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos sein,
Und weinen, girren, winseln, schrei'n,
Sich martern und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedrill,
Grausame, die mein Unglück will,

Für dich muß ich noch heut' erblassen.
Stracks rennet er im vollen Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf
Und — guckt dort in die Gassen.

Bald, als er Essen sah und roch,
Befragt' er sich: Wie, leb' ich noch?
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
O Liebe, sagt er, deiner Wuth
Weih' ich den Mordstahl und mein Blut:
Und — fing an Brod zu schneiden.

Nach glücklich eingenomm'nem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein
Und läßt, des Giftes voll zu sein,
Sich — noch die zweite reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört: nun soll die That geschehen.
Doch ach! was kann betrübter sein?
Der Strick ist schwach, der Nagel klein, —
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt, wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh',
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu
Und — schläft bis an den Morgen.

Von seinen Fabeln, Erzählungen und einfachen Liedern einige anzuführen, brauchen wir wol nicht zu unternehmen, da die Mehrzahl derselben bekannt und noch heut im Munde, zum Mindesten der Jugend, lebt.

Munt're Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft
Flieh' auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

Wie schalkhaft heiter ist nicht seine Verspottung der „verliebten Verzweiflung“, die er auf folgende Weise persifflirt:

Gewiß, der ist beklagenswerth,
Den seine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos sein,
Und weinen, girren, winseln, schrei'n,
Sich martern und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedrill,
Grausame, die mein Unglück will,

Für dich muß ich noch heut' erblassen.
Stracks rennet er im vollen Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf
Und — guckt dort in die Gassen.

Bald, als er Essen sah und roch,
Befragt' er sich: Wie, leb' ich noch?
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
O Liebe, sagt er, deiner Wuth
Weih' ich den Mordstahl und mein Blut:
Und — fing an Brod zu schneiden.

Nach glücklich eingenomm'nem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein
Und läßt, des Giftes voll zu sein,
Sich — noch die zweite reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört: nun soll die That geschehen.
Doch ach! was kann betrübter sein?
Der Strick ist schwach, der Nagel klein, —
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt, wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh',
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu
Und — schläft bis an den Morgen.

Von seinen Fabeln, Erzählungen und einfachen Liedern einige anzuführen, brauchen wir wol nicht zu unternehmen, da die Mehrzahl derselben bekannt und noch heut im Munde, zum Mindesten der Jugend, lebt.

Daß er, wie alle großen Geister, höchst bescheiden über sich und sein dichterisches Thun gedacht hat, beweisen nicht nur die Strophen „An die Dichtkunst“, womit er seine Lieder einleitet und worin es heißt:

Den jetzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich diese Kleinigkeiten;
Sie wollen nicht unsterblich sein.

sondern auch die steten Ueberarbeitungen und Ausfeilungen, welche er mit seinen Versen durch sein ganzes Leben hindurch unablässig vorgenommen hat und welche diese denn auch so sauber, glatt und fließend erscheinen lassen, daß sie noch heute als fein und elegant angesehen werden können. Es ist nicht ohne Grund, daß Wieland ihm den feinsten Geschmack zugestand und Lessing eine Stelle aus der Vorrede zu den ersten von ihm erschienenen Gedichten hervorhebend, meinte, sie verdiene angeführt zu werden, weil der Dichter daran schon damals seine Manier sehr treffend charakterisirt. Diese Stelle lautet: „Die Anmuth mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und Reife, die Schönheit wohlgewählter Worte mit der Schönheit neuer Gedanken, die Natur mit der Kunst zu verbinden und hierbei Abwege und Ausschweifungen zu vermeiden, schien mir jederzeit nichts Geringes; und meine Eigenliebe war nie leichtgläubig genug, um sich mit der süßen Einbildung zu schmeicheln, daß ich diese Stufen wirklich beschreiten können.“

Wie es eine Eigenheit der Thoren ist, sich sogleich mit der Erreichung einer Sache zu brüsten, die sie eben

nur zu erstreben angefangen, so ist es eine andere bedeutender Köpfe, das noch als zu erwerbend zu betrachten, was sie längst schon inne haben. Auch bei Hagedorn ist etwas Aehnliches der Fall. Er documentirt eine Sehnsucht nach Stufen dichterischer Vollkommenheit, die er bereits vollständigst eingenommen hatte. Er hatte die Anmuth mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und Reife, die Schönheit wohlgewählter Worte mit der Schönheit neuer Gedanken, die Natur mit der Kunst bereits verbunden, als er diese Verbindung nur erst noch als zu vollziehen angab. Jenes erste von uns citirte Lied auf Brockes trägt schon deutlich die Spuren davon und muß daher als bezeichnend für ihn und sein Auftreten angesehen werden.

Seine ersten dichterischen Versuche erschienen 1729 und „versprachen", nach Lessing's Ausspruch, „den Mann nicht, der er in der Folge ward." Seine Fabeln gab er 1738 heraus und seine Oden und Lieder 1751; 1754, noch kurz vor seinem Tode, ließ er diese in einer vermehrten Auflage erscheinen. Mit ihnen vorzugsweise machte er sich zum Vater der deutschen Lyrik, als welcher er denn unvergeßlich in unserer Literatur wird müssen gefeiert werden, man mag sonst gegen ihn sagen und schreiben was man will.

Daß Hamburg, dessen populärster und berühmtester Bürger er seinerzeit gewesen, ihm kein öffentliches Denkmal errichtet, wie oft gefodert worden, ist ein Versäumniß, das unter allen Umständen zu rügen bleiben wird. Umsomehr aber auch muß es Sache der

Literatur sein, sein Andenken in der Vaterstadt lebendig zu erhalten. Soviel Fehler und Schwächen er auch gehabt haben mag, er war und bleibt ein dichterischer Genius von bezauberndstem Glanze und so unerschüttert und fest in seiner Stellung, daß ihn keine, auch die strengste Kritik und selbst seine eigene nicht daraus zu verdrängen im Stande sein wird.

Merkwürdig ist, daß das, was Lessing nach ihm kritisch ausgefochten hat, von ihm in ähnlicher Art beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Vielfach und oft wenigstens äußerte er sich, daß er im Alter kritische Briefe schreiben und so der Welt durch klare und überzeugende Schärfe des Urtheils denjenigen Nutzen leisten wolle, den er ihr dichtend nicht mehr zu erzeugen vermögend sein würde. Und daß er Sinn, Geist und Geschmack genug besaß, eine solche Aufgabe zu erfüllen, belegen nicht nur die Anmerkungen, die er zum Horaz schrieb, sondern auch die vielen andern Einfälle und Gedanken, die er auf weiße Kartenblätter schrieb, welche er in einem eigens dazu angefertigten Futterale stets bei sich zu tragen pflegte. Die Maxime der berühmten Königin Christine von Schweden: „la lecture est une partie des devoirs d'un honnête homme" hatte er sich außerdem so gewissenhaft zum Gesetz gemacht, daß wol kaum Jemand sich größerer Belesenheit rühmen konnte als er. Noch auf seinem Todbette las er und über dem Lesen soll er auch gestorben sein, und zwar so ruhig und ihm selbst unerwartet, daß man nach seinem Tode ihn noch mit dem Buche in der Hand gefunden hat.

„Kein Weiser haßt die Welt“, war sein Wahlspruch und in diesem Wahlspruch liegt der Schlüssel zu seinem Charakter, wie zu seiner Poesie, einer Poesie, die gleich von Anfang an so gefällig und liebenswürdig erschien, daß sie von allen und auch den verschiedensten Seiten her anerkannt wurde. Obgleich damals grade der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern, d. h. Bodmer, Breitinger und deren Anhang am Heftigsten entbrannt war, und obwol Hagedorn selbst mehr Sympathie für die Letztern als den Erstern empfand, auch von Jenen, namentlich von Breitinger gegen Triller, jenen lächerlichen Anhängsel Gottsched's in die Höhe gehoben wurde, so nickte doch auch dieser steifleinene Diktator des damaligen deutschen Parnasses beifällig den Versen Hagedorn's zu. Hagedorn's Poesie war eben zu einschmeichelnd, zu anschmiegend und gefällig, als daß sie nicht auch jenen Pedanten bezaubert hätte, der in Deutschland keine gebietende Akademie vorfindend, sich in den Kopf gesetzt hatte, die Macht und den Einfluß einer solchen sich anzumaßen, eine Anmaßung, in der er sich auch wirklich behauptete, bis die Schweizer, Haller und Drollinger im Gefolge, sowie die Verfasser der „Bremer Beiträge“ und der Einfluß Lessing's ihn stürzten. Alle drei Elemente aber waren auf Hagedorn's Vorgang basirt und so finden wir, daß grade derjenige gegnerische Autor, der von Gottsched kopfnickend geschont ward, ihnen Allen Mittel und Wege zeigte, den litterarischen Usurpator in Leipzig zu vernichten, eine Begebenheit, die wir oft bei Macht-

habern aller Arten eintreten sehen können. Sie vernichten und zerschmettern Alles, was ihnen im Wege steht, nur oft in ihrer Blindheit das Eine nicht, woran sie wirklich und in der That zugrunde gehen müssen. Die gefällige Poesie Hagedorn's, der auch Gottsched ein Lächeln schenkte und die er in ihrer spielenden Art für durchaus ungefährlich hielt, wies Lessing auf die deutsche Originalschöpfung, beeiferte die Schweizer und ließ in den Verfassern der „Bremer Beiträge" jenen rebellischen Geist ausbrechen, welcher unter Gottsched's Augen und Autorität hervor die Literatur zu reformiren und sein Ansehen zu vernichten begann.

Ehe wir indeß diese poetische Revolution, die ganz von Hamburg aus datirt, näher und weiter verfolgen, müssen wir hier zunächst noch einen Blick auf die lokaleren Vorgänge in Hamburg richten, die jenen Aufstand nicht nur vorbereiten, sondern ihm auch nachher als mächtigster Succurs gedient haben, wir meinen die dichterischen Nachfolger Hagedorn's und im Anschluß an diese die hamburger Journalistik, die zuerst um diese Zeit beginnt sich bemerkbar zu machen.

Allen voran ist da Daniel Schiebeler zu nennen, der 1741 im März zu Hamburg geboren, erst in Göttingen und dann in Leipzig studirte, 1768 am letztern Orte Doctor der Rechte und noch in demselben Jahre in seine Vaterstadt zurückgekehrt, Kanonikus des hamburgischen Domkapitels wurde, in welcher Eigenschaft er schon am 19. August 1771, im 31. Jahre verschied. Immer kränklich und infolge dieses Zustandes

im höchsten Grade hypochondrisch, liebte er außer Musik und Schauspielkunst nur noch den Umgang mit Frauen und besonders den von Künstlerinnen, die er Goeze, Wittenberg und Andern zum Trotz häufig und glücklich besang. Auch im Drama und besonders in Texten zu Singspielen versuchte er sich, indeß können diese Versuche nicht eben einen besondern Werth zugestanden erhalten. Sie sind matt und schwächlich in der Diktion und dürftig im Entwurf. Hervorragender ist er in der Romanze, wo er, Hagedorn's Ton aufgreifend, über Löwen hinaus, schon ein wenig die populäre Manier Bürger's anklingen läßt, freilich auch mit dem ganzen Beigeschmack von dessen Lascivität.

Wir wollen hier statt jeder weitern Kritik einige seiner Lieder als Proben geben. Ein „Petrarchisches Lied" lautet:

Schönste meiner Lebensstunden!
Ach, wie schnell bist du entflohn!
Was mein Herz in dir empfunden,
War der reinsten Triebe Lohn.

Sei mit deinen Dunkelheiten,
Ewig heilig sei du mir,
Wald, in dessen Einsamkeiten
Daphne saß, und ich mit ihr!

Ach! wie oft führt deinem Schatten
Angenehmer Gram mich zu!
Wo sie saß, auf jene Matten,
Sink' ich hin und athme Ruh'.

Ton,
chla=
häu=
tung
hten
unserm an
erinnert, wenigstens in dem, was die Pointe derselben ausmacht.

sichte lag unverkennbare Redlichkeit und innere Ueberzeugung von dem, was er lehrte; Alle, die ihn kannten, sind darüber ganz einig, daß er die Tugend nicht blos Andern empfahl, sondern sie selbst übte. Er war ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein warmer, thätiger Freund. Er predigte mit vieler Wärme und Herzlichkeit, sprach sehr gut und oft schön, declamirte vortrefflich und riß den Zuhörer nicht selten ganz mit sich hin." Seine „Lieder und Kirchengesänge", welche 1780 im Druck erschienen, belegen das hier über ihn Ausgesprochene in mehr als einer Weise, denn sie sind mehr oder minder alle schlicht, verständig, warm gefühlt und fließend niedergeschrieben. Zur Probe sei hier eines derselben „Gottes Größe in der Natur" mitgetheilt. Es lautet:

Groß ist der Herr! Von seiner Macht
Erzählen Himmel, Erd' und Meere.
Ihn preist die sternenvolle Nacht,
Die Sonn' und aller Sonnen Heere.

Ihn rühmt die blühende Natur,
Ihr Schmuck und ihres Segens Menge;
Die Frucht der garbenschweren Flur
Sind seiner Allmacht Lobgesänge.

Ihn preist in seiner Felsenkluft
Des Löwen furchtbares Gebrülle;
Der Rabe, der um Speise ruft,
Der Wurm in seines Staubes Hülle.

Der Rebenberg, das Waizenthal,
Der Schmerlenbach, der Auen Blüthe,

Die Luft und jeder Sonnenstrahl
Verkündigt des Allmächt'gen Güte.

Des Westes Kühlung sendet Er,
Den Donnersturm in Ungewittern.
Er spricht! Und still ist Erd' und Meer!
Er spricht! Und Meer und Erde zittern!

Vom Aufgang bis zum Niedergang,
Von hier bis zu den fernsten Sphären,
Schallt der Geschöpfe Lobgesang
Zu unsers Weltenschöpfers Ehren.

Groß ist der Herr! Zu ihm empor
Soll meine frohe Seele dringen.
In aller Creaturen Chor
Soll meines Liedes Jubel singen.

Ist nun freilich zunächst in diesem Liede, wie in allen Liedern Sturm's der Brockes'sche Einfluß unverkennbar herauszuspüren, so muß man doch wenigstens eingestehen, daß er damit gut zu wirthschaften und Würdiges zu leisten vermocht hat, ganz wie Johann Joachim Eschenburg, der am 1. December 1743 in Hamburg geboren, gleich ihm geistliche Lieder gedichtet, sich aber zumeist durch die Fortsetzung der von Wieland begonnenen Uebersetzung des Shakspeare bekannt gemacht hat. Nachdem er in Leipzig Theologie studirt, Gellert's Aufmerksamkeit erregt und sich die Freundschaft von Weiße, Zollikofer, Engel und Garve erworben hatte, kehrte er auf einige Zeit, etwa von 1766—68, als ein sehr kenntnißreicher und liebenswürdig ausgebildeter Mensch in seine Vaterstadt zurück, um hier mit Beihülfe seiner

literarischen Freunde das erste hervorragende belletristische Journal, die „Unterhaltungen“ zu begründen.

In diesen „Unterhaltungen“ documentirt sich ein umsichtiger, durchaus bescheidener Geist mit nur etwas zuviel Vorliebe fürs Ausland, besonders für England, das aber damals, wie wir schon mehrfach angegeben, für Deutschland die hohe Schule des Geistes war und sein mußte, da von da herüber zumeist und zunächst nicht nur die klassische Bildung, sondern auch jener lebendige und anregende Hauch für Epos und Drama kam, von dem unser Vaterland sich auf das Glücklichste angeheimelt fand. Shakspeare, Young, Milton, Thomson, Shaftesbury, Richardson drangen zugleich und wie mit Einem Schlage auf die Deutschen herein und nachdem diese ganz französisch geworden, wurden sie ganz englisch, um dann endlich in Lessing, Herder, Goethe und Schiller deutsch zu werden. Daß Eschenburg und seine „Unterhaltungen“, kurz vor diesen letzten Umschwung gestellt, eine besondere Hinneigung und Liebe für England beweisen und in dieser Hinneigung und Liebe dem, von da herüberwehenden literarischen und künstlerischen Athem Vorschub leisten, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Lessing, der befreundet mit Eschenburg wurde, und auch Klopstock davon schon angehaucht waren und darauf fußend, ihren mächtigen Einfluß bereits bekundet hatten. Was Eschenburg in seiner Sympathie für England also that, war nichts, als daß er den, von Deutschlands größten Genien beförderten Anstoß mit soviel Nachdruck als

ihm zu Gebote stand, unterstützte, und es gereicht ihm wesentlich zum Lobe, daß er eben bei dieser Unterstützung nicht nur mit Einsicht und Ernst, sondern auch mit dem glücklichsten Takte zu Werke ging. Seine Uebersichten über die neuen Erscheinungen der Literatur und Kunst sind in den „Unterhaltungen" in einem so ruhigen, bildenden und angenehm unterweisenden Tone gegeben, daß wir heute, wenn wir sie lesen, nichts als den lebhaften Wunsch empfinden können: es möchten die Journalisten und besonders die Feuilletonisten unserer Tage sich daran ein nachahmungswürdiges Beispiel nehmen. Die Oberflächlichkeit, Zerfahrenheit und Principlosigkeit dieser Herren, deren Mittheilungen fast einzig aus genäschigen Auszügen aus neu erschienenen Schriften, aus Virtuosenlobhudel und literarischem Geklatsch bestehen, können keinen schärfern Contrast erfahren, als wenn sie in Vergleich mit diesen Uebersichten der damaligen „Unterhaltungen" gestellt werden. Es ist eine Ordnung, Sammlung und Disciplin darin, wie sie heute noch kaum mehr gefunden und selbst von den bessern und ganz in ihrem Zuschnitt erscheinenden öffentlichen Organen, wie das „Deutsche Museum" und andern nicht erreicht werden. Besonders wohlthuend erweist sich die Bescheidenheit des Redakteurs sowol als seiner Mitarbeitenden, denn keiner oder nur wenige erscheinen mit ihren Namen darin, allen aber ist Fortschritt in Bildung und Geschmack das Hauptaugenmerk und der Zielpunkt ihrer Bestrebungen.

Zwar trat, für Hamburg wenigstens, Eschenburg,

der als Professor an das Carolinum nach Braunschweig berufen wurde und dort am 29. Februar 1820 starb, von diesen Bestrebungen bald wieder zurück, aber da der Grund und Boden einmal gelegt, so fanden sich bald Andere, die sie nicht minder rüstig und glanzvoll vertraten als er, darunter besonders zwei Männer, Baron Johann Wilhelm von Archenholz und August von Hennings, Beide zwar keine geborene Hamburger, aber so im Sinne und Wesen dieser Stadt schreibend, daß sie nirgend anders mit der Wucht ihres Geistes hingehörend angesehen werden können als nach diesem Orte, von wo aus ihre Schriften und Blätter weithin zündend die deutschen Herzen und Köpfe durchlodert haben.

Der Erstere von Beiden, Johann Wilhelm von Archenholz, war bei Danzig am 3. September 1745 geboren und 1760 als Offizier in die preußische Armee getreten, in welcher er einen Theil des siebenjährigen Krieges so tapfer mitgemacht hatte, daß er am Ende der Campagne der vielfach erhaltenen Blessuren wegen den Abschied als Hauptmann erhalten mußte. Nachdem er nun einen Zeitraum von sechzehn Jahren benutzt, beinahe ganz Europa zu durchstreifen nnd infolge dessen ein wichtiges fast in alle lebenden Sprachen übersetztes fünfbändiges Werk „England und Italien“ zu verfassen, begann er sich als politischer Journalist zuerst in der Zeitschrift „Literatur und Völkerkunde“ hervorzuthun. Als 1792 die französische Revolution ausbrach, stiftete er in Berlin „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts“ und ging selbst mit seiner ganzen

Familie nach Paris, um den Krater unter Augen zu haben, dessen Auswürfe, wie er wol ahnte, die Welt erschüttern würden. Als indeß seine Stellung wegen seiner Verehrung Roland's und der Girondisten nach dem Sturze derselben unhaltbar und selbst gefährlich für ihn wurde, verließ er die Stadt, um nach Deutschland zurückzukehren, wo er damals für seinen Zweck und seine Gesinnung keinen passendern Ort als Hamburg finden konnte.

Hier setzte er denn auch seine „Minerva“ noch eine lange Zeit unter dem anhaltenden Beifalle eines großen Publikums fort, und zwar in einer Weise, wie das ihm und Hamburg nur zum entschiedensten Ruhme gereichen kann. Freimüthig und kühn im Ausdruck, klug und überdacht in seinen Aussprüchen und Folgerungen, deutsch im wahren Sinne des Worts, steht er als einer der gewiegtesten Politiker da, welche seine Zeit aufzuweisen vermocht hat. Seine Schilderungen der Pariser Zustände und Verhältnisse, der Parteien und besonders des Jakobinerklubs durchliefen die ganze Welt und können noch jetzt jedem Historiker zu dem nutzenbringendsten Studium empfohlen werden. Wie verständig und einsichtig er den Lauf der Dinge ermaß und von politischen Mißgriffen abzurathen verstand, beweist unter anderm die Entschiedenheit, mit welcher er sich wider den Krieg mit Frankreich erklärte, wobei er, wie es heißt, sogar gleich Klopstock soweit gegangen sein soll, durch vertraute Freunde im Umgang des Herzogs von Braunschweig Versuche gemacht zu haben,

diesen gegen die Unternehmung stimmen zu lassen, eine Stimmung, die allerdings nicht geglückt ist, aber wie der Ausgang der Campagne bewies, sehr zu loben gewesen wäre, wenn sie stattgefunden hätte. Ueber Lafayette's Gefangennehmung von Seiten Oestreichs war er so entrüstet, daß er sich die Kühnheit nahm, folgenden Ausruf darüber drucken zu lassen: „Ich nenne sie die größte Grausamkeit, die in diesem Jahrhundert geschehen ist, und bitte es dem Schatten Karl's XII. ab, daß ich bisher die Hinrichtung Patkul's als die unübertreffbar grausamste That eines europäischen Machthabers in unserm Zeitalter betrachtet habe."

Als zur Zeit seines Aufenthalts in Paris in der Nationalversammlung Vorschläge zur Verbesserung der Erziehungsmethode verlangt wurden, sandte auch er solche an dieselbe mit einem Briefe ein, der zu charakteristisch und ehrend für uns Deutsche ist, als daß wir uns nicht bewogen fühlen sollten, ihn hier noch mitzutheilen. Die Sprache, die Archenholz darin führt und welche ebenso männlich und gediegen als rühmlich für seine Nation ist, verdiente noch heut allen seinen Landsleuten und besonders den Publicisten als Muster vorgehalten zu werden.

„Ich glaubte es", schrieb er, „der Ehre meiner Nation schuldig zu sein, in einer Stadt, wo man dem Witz der Deutschen so oft öffentlich Hohn gesprochen, ihre Verdienste herabgewürdigt und ihre so kernhafte, so edle Sprache verspottet hat, auch öffentlich aufzutreten, um den Franzosen, selbst im Heiligthum ihres

Regierungstempels die uns erwiesene Ungerechtigkeit vorzuhalten und ihnen Wahrheiten zu sagen.

„Die französische Revolution lehrte ein großes Volk, daß es nicht genug wäre, Künste und Wissenschaften mit einem glänzenden Erfolg cultivirt zu haben, sondern daß es Bedürfniß sei, auch die Fortschritte der Kenntnisse und die politischen Verhältnisse ihrer Nachbarn kennen zu lernen; Dinge, die man bisjetzt in Frankreich gar nicht kannte, weil man die fremden Sprachen nicht verstand, aber nunmehr für sehr wissenswerth und nöthig hält. Die neuere Geschichte liefert Beispiele in Menge von der großen Unwissenheit, die die französischen Minister der vorigen Zeit oft in ihren Allianz- und Commerz-Traktaten und überhaupt in ihren Verhandlungen mit fremden Nationen gezeigt haben, ja selbst mit ihren nächsten Nachbarn, die sie nur unvollkommen kannten; eine Unwissenheit, die der französischen Nation oft großen Nachtheil gebracht hat. Die mehr ausgedehnten und mehr philantropischen Grundsätze, die die neuern Franzosen auszeichnen, haben daher den Gesetzgebern die natürliche Pflicht aufgelegt, die öffentliche Erziehung durch Schriften aufzumuntern, die tief durchdachte Grundwahrheiten mit großer Klarheit verbinden. Hiezu sind Hülfsmittel nöthig.

„Die in Frankreich mehr wie in irgend einem andern Reiche verkannten Deutschen, deren große, wissenschaftliche Kenntnisse man jedoch nie bezweifelte, waren die Ersten, die sich mit einer Veränderung ihres Er-

ziehungssystems beschäftigten, und es sind jetzt zwanzig Jahre, daß sie bewundernswerthe Fortschritte gemacht haben, in der schweren Kunst Menschen zu bilden; eine vortreffliche Kunst, die die französischen Gelehrten bis jetzt ganz vernachlässigt und die Engländer in ihren klösterlichen Schulen zu Oxford und Cambridge nie gekannt haben.

„Die Nation, von der ich hier rede, ist die meinige. Ich kenne sie und gestehe freimüthig, nachdem ich ein Bewohner von Rom und von London gewesen bin, daß man nicht Ursache hat, zu erröthen ein Deutscher zu sein.“

Soviel ihn körperliche Leiden und die daraus erfolgende Schwäche auch in den letzten Jahren seines Lebens niederdrückten, dennoch blieb er immer thätig und voll reger Theilnahme für die großen Begebenheiten seiner Zeit. Er starb in der Nähe Hamburgs auf seinem Landsitze zu Oyendorf im Holsteinischen am 28. Februar 1812.

Sein Nebenmann, August Adolf Friedrich von Hennings, oder kurz August Hennings, wie er sich als Schriftsteller schlicht und einfach zu unterzeichnen pflegte, verdient neben ihm das ehrendste und liebevollste Andenken, das ein Journalist verdienen kann, in Deutschland aber so selten oder fast nie erhält. Voll poetischen Talentes, gefühlvollen aber männlichen Herzens, tiefen, den großen Fragen der Menschheit enthusiastisch zugewandten Geistes, gab dieser seltene, treffliche Mann jeden Vortheil sowol seines Standes als auch alle Aussichten auf

äußere Vortheile auf, um ganz und ausschließlich gewissermaßen nur als Hauptmann an der Spitze einer kleinen literarischen Cohorte die Standarte der Humanität und der schönen Künste gegen eine ganze im Umsturz begriffene Welt zu vertheidigen. Der Platz, wo er dies that, war sein Journal: „Der Genius der Zeit", das als eine vortreffliche Monatsschrift, noch jetzt von Interesse, für die Geschichte, sowol die politische als literarische als Quellenstudium aufs Beste empfohlen werden kann.

Man findet in diesem Journale über den Gang der französischen Revolution, über England, Amerika, bedeutende Männer und Ereignisse kluge, ruhige und parteilose Urtheile. Ein seltener Geist der Mäßigung, der Milde, Billigkeit und Menschenliebe athmet aus allen Heften und läßt den Herausgeber deswegen auch mitten im Umsturz der ganzen gesitteten Welt den feinen Takt und die rührende Liebe für die schönen Künste bewahren. Von den später so überwuchernden Theaterkritiken ist freilich nichts darin zu finden, aber desto mehr von einer aufrichtigen Hingabe an Literatur und Poesie, die Hennings sorgsam hegt und pflegt und überall in sorgender Achtsamkeit seinen Lesern vorführt. Voß gibt ihm Gedichte; der platt und albern werdende Mathias Claudius wird in seiner abgeschmackten Befehdung des neuen Lichts streng aber taktvoll zurechtgewiesen, und selbst Goethe und Schiller müssen sich Tadel wegen ihrer Xenien im „Musenalmanach" von 1797 gefallen lassen, aber dieser Tadel, obschon der „Genius

der Zeit" selbst angegriffen war, ist, wenn auch ein strenger und bitterer, doch kein heftiger und gemeiner. Bei Gelegenheit des „Gegengeschenk an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" sagt er nach einer kurzen Einleitung: „Sosehr jeder Freund der Musen und Verehrer der Talente über den Nachtheil trauert, den die tumultuarischen Scenen des Parnasses erregen, ebenso sehr vermißt er das Gute, das dadurch verlorengeht. Es ist unläugbar, daß in der gelehrten, sowie in der politischen Republik, viele Mißbräuche herrschen, die eine Rüge verdienen oder besser noch eine Beschämung, durch die im Gegensatz aufgestellten Beispiele des wahren Schönen und Guten. In dem Gebiete des geläuterten Geschmacks sollten die Erzeugnisse des höhern Geistes und selbst ihre Kritiken mit der Fülle der Grazien übergossen sein. Mit entzückter Vorliebe nimmt der echte Freund der Musen die Werke talentvoller Dichter auf. Diese Zöglinge der frohen Begeisterung theilen ihm das Gefühl mit, das sie erzeugte und heiter gibt er im Publiko ohne ängstliche Kritiken den Sängern seine Freude zurück, um sie zu neuen Gesängen zu ermuntern. So werden in der Jugend der Muse und in ihrem männlichen Alter die Werke der Dichtkunst nach Verdienst geschätzt, die angenehmen Gefühle, die sie verbreiten, gehen in dankvolle Verehrung für den Dichter über, und Jeder bezeugt persönlich die Achtung, die seine Schriften einflößen. Dieses ist die Macht der schönen Künste über die Gemüther, die uns in dem Bilde eines Orpheus

und Amphion vorgestellt ist; so wird man durch ihren Einfluß gebildet, und so wird die Menschheit durch Empfindungen veredelt. Jetzt ist der Anblick ganz verändert; alle Heiterkeit, alle Freude, alle frohe Begeisterung, alle jugendlichen Gefühle sind verschwunden. Sie athmen nicht mehr in den Werken der Dichter, sie füllen nicht mehr mit munterm Jubel das horchende Publikum. Wenige sind der Edlen, die, wie der liederreiche Voß sich ganz den Schilderungen der anmuthigsten Natur und der erhabensten Moral Gefühle mit einem so innigen Gemische von Schönheit und Wahrheit überlassen, daß das Herz ebenso gerührt wird als die Vernunft sich befriedigt sieht. Noch stehen ihm freilich einige edle Dichter zur Seite; noch sind die Lichter erster Größe der Vorzeit uns aufbewahrt, und wer sie einmal ehrte, ehrt sie immer. Aber wie werden ihre Namen und Werke in Recensionen, in Kritiken behandelt? Geht man hier die blumige ästhetische Bahn, wie es sich unter Anthologien gebühret? Trifft man Beispiele und Lehren zur feurigen Nachahmung an? Finden wir den Geist wieder, der uns bei der Lesung des Dichters durchdrang? Nein, der gefühllose Zergliederer zerlegt die entseelte Schönheit; der steife Pedant corrigirt die schönsten Gedichte, wie das Exercitium des Schulknaben. Und hiezu vermag ihn nichts als lächerliche Eitelkeit oder wol gar persönlicher Haß gegen den Dichter, dessen Schriften er mit unreinen Händen und Geist berührt. Er sucht den Dichter zu vergällen und ihm den süßesten Lohn zu rauben, den

er ernten kann, Freudengefühle und selige Augenblicke verbreitet zu haben. Dadurch sind die Kritiken jetzt der Tummelplatz der Parteilichkeit, der Zanksucht und Geschmacklosigkeit geworden.

„Aber wie sollen wir hier wieder zur Reinheit keuscher Musen und zum gesitteten attischen Ton gelangen, wenn die ersten Köpfe Deutschlands, von denen man erwartet, daß sie den Ton angeben, selbst sich herabsetzen?

„Je weiter die Anarchie geht, je gefährlichere Leidenschaften im Spiele sind, je zügelloser dieses Spiel ist, je tiefer der Geschmack sinkt, je mehr die Menschheit verwildert, je schlechter die Hände sind, in die das Edelste und Beste geräth, desto mehr müssen Männer von Ansehen und Talent sich vorsehen, in den Ton der Niedrigkeit und des Bösen zu verfallen, aus dem es ihnen obliegt, den Geschmack am Schönen und am Guten zu retten. Müssen wir daher nicht muthlos werden, wenn man sieht, daß die Koryphäen des Schönen und Edlen dem Korybanten-Chor voranlaufen; daß sie selbst die ersten Gesetze der Menschheit, Achtung für Würde, Achtung für Rechtschaffenheit aus den Augen setzen, und daß sie unter dem großen Haufen zu den Niedrigsten oder zu den Schlechtesten, jenes durch Beleidigung der Urbanität, dieses durch sichtbaren Verfolgungsgeist hinabsteigen? Kann eine Anarchie verderblicher sein als die? Wo sollen wir Anstand, wo Würde, wo Gefühl, wo Geschmack, wo Tugend, wo Edelsinn hernehmen, wenn dort Einer Kothwürfe

austheilt, hier der Andere die Fackel der Verfolgung schwingt?

„Ist denn alles Edle, alles Erhabene, alles Schöne, alles Gute von der Erde entflohen und sind wir der Auflösung und dem Versinken im Schlamme preisgegeben? Ist es soweit gekommen, daß Philosophen sich zanken wie in Gelagen; Dichter mit Koth und Feuerbränden umsichwerfen; Männer von Ansehen und Würde reden wie der Pöbel, Geister mit hohen Talenten ausgerüstet im Kampfe gegen den Strom der Zeiten ganz diesem Strome folgen, gleich einer Lawine, die auf die andere stürzt und im Zerschmettern der untern das schöne Gefilde doppelt zertrümmert! Es ist Zeit euch aufzufordern, ihr, die ihr hohe Gaben besitzt, ihr, die ihr hohe Stellen einnehmt mit der Hoheit, die euch ziemt, mit der Größe, zu der ihr berufen seid, mit den Tugenden, die man von euch fodert, mit den Pflichten, die euch obliegen, hervorzutreten und ganz eure eigene Würde zu zeigen! Dieser Beruf ehrt höhere Talente und Mächte. Laßt, solange noch Geisteskraft in euch rege ist, zum Besten der Menschheit nichts unversucht! Wie wenig bleibt euch von euerm Dasein übrig, wenn ihr eure Kräfte nicht auf dem Altar des Wahren, des Guten und des Schönen opfert!- Und ihr, die ihr jetzt die edelsten Gaben des Himmels so wenig und zum Theil so schlecht benutzt, bedächtet ihr, wie vielen Schaden ihr thut, wie viel Gutes ihr thun könntet, wie würdet ihr über euch selbst Thränen vergießen, erröthen und euch ermannen! Mein

noch mehr durch eine frühe Anstellung beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten als Legationssekretär in Dresden bestärkt, mußte er plötzlich das ganze Gebäude seines künftigen Glücks zerstört und sich selbst aus der diplomatischen Laufbahn herausgerissen, gleichsam nach Plön in die Verbannung zur Ueberwachung des geisteskranken Herzogs von Eutin verwiesen sehen, weil er durch seine freisinnigen und liberalen Grundsätze sowol als durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er die Wahrheit über Staatsmänner und Maßregeln seiner eigenen Regierung aussprach, der Adelspartei seines Landes misfällig geworden war.

Man denke sich einen noch jungen hoffnungsvollen, mit einer an das Gesellschaftsleben einer großen Stadt gewöhnten, vornehmen Frau aus dem schönen glänzenden Elbflorenz als Amtmann auf eine einsame Besitzung, in ein verfallenes, wüstes Schloß zu einem wahnsinnigen Prinzen versetzt, und man wird sich vorzustellen im Stande sein, welch einen tiefen Stoß dies seinem Geiste und Herzen geben mußte. Wenn er hier verwildert, mißlaunig, menschenfeindlich geworden wäre, man hätte es ihm nicht verargen können. Aber er wurde das nicht. Er fing an die verödeten und zerschlöterten Gebäude neu auszubessern und wohnlich herzurichten, er begann Terassen und Gartenanlagen zu machen, Pfirsich- und Aprikosenanlagen zu unternehmen und kurz Alles um sich her so gut und so viel es gehen wollte, in blühenden Zustand zu bringen. Auch die Lage und den Zustand des kranken Herzogs

suchte er möglichst zu bessern und Eintracht und Zufriedenheit in die Verhältnisse seiner Untergebenen zu bringen. Da aber dies seinem rastlosen und lebendigen Geiste nicht genügte, so hob er hier nun auch seine Schriftstellerthätigkeit zuerst in einzelnen Broschüren und kleinen Werken und endlich in jenem „Genius der Zeit" an, der ihn bemerkenswerth und ausgezeichnet vor Vielen macht.

Wir haben schon angegeben, daß es hauptsächlich die guten Ideen der französischen Revolution waren, die ihn begeisterten, und daß er diese gegen Heuchelei und Betrug aufrecht erhaltend, mit aller Kraft seines Geistes zum Eigenthum der deutschen Nation zu machen versuchte. Aber mitten in diesem Versuch überholten ihn die Gräuel der Pariser Septembertage, die Hinrichtung des Königs, der Sturz der Girondisten, der dagegen erschallende Aufschrei Deutschlands, und wie zerschmettert und gebrochen in seinem tiefsten Innern rief er am Abschluß des Jahres 1798 in seinem Journale aus: „Die Menschheit blutet, die Vernunft warnt, die Künste und Wissenschaften trauern, die Wohlfahrt ist verscheucht, die Tugend entflieht von der Erde, die Wahrheit findet kein Gehör, Raubgier, Barbarei, Unsittlichkeit überschwemmen die Länder. Menschen, das ist euer Werk; Menschheit, das deine ist es nicht. Deine Natur ist die Veredlung, nicht der Untergang."

Nun sich von diesem Untergange zu retten, setzt er seinen Trost auf Nordamerika, wohin er mit Sehnsucht schon lange zu blicken begonnen. Unter seinen

Verwandten und Freunden in Hamburg, Reimarus, Voigt, Sieveking, hatte besonders der Letztere sich in Länderkaufsunternehmungen nach dorthin eingelassen, und er harrte mit Spannung auf ein Resultat derselben. Zwischendurch schrieb er an den Minister Schimmelmann herzerschütternde Klagen über die Bedrückung freier und edler Menschen in Dänemark, und indem er zu verstehen gab, daß ihm die Stelle eines dänischen Consuls oder Agenten in den vereinigten Staaten eine angenehme Begünstigung scheinen werde, sagte er mit rührender Offenheit, daß „Freiheit und Frühling in Nordamerika sein letzter Gedanke sei.“ Aber auch diesen sollte er nicht behalten. Jene Länderkaufsunternehmung schlug gänzlich fehl, und die in Amerika selbst angestellten Untersuchungen haben das traurige Resultat gegeben, daß Trug und Lug und Uebermuth des Reichen und Aristokraten dort fast nicht weniger Unglück stifte, als in unsern von so alten Krebsschäden angefressenen Staatskörpern. (Böttiger).

Dies schlug Hennings nun völlig danieder. Aber nicht genug, daß ihm selbst Alles fehlschlug, was er aufgriff, so ist er zugleich auch eine von denjenigen rührenden aber traurigen Persönlichkeiten, an die sich außerdem noch grade solche Andre wenden und festhalten, die von ihrem Misgeschick bedrängt, die Last des seinigen noch vermehren helfen. Es gibt unglückliche und traurige Geister, die für andre ähnliche eine verhängnißvolle Anziehungskraft haben, und eine solche besaß unser Hennings.

Ein Herr von Wickede, der nach manchen Fehlschlägen eine reiche Witwe in Lübeck geheirathet hatte, war nach Plön gekommen, dort ein Erziehungsinstitut zu errichten. Mit seiner Frau hatte er ein Paar Stiefsöhne erheirathet, die am Institute theilnahmen und denen eigentlich das Vermögen gehörte. Eben war die Anstalt im Aufblühen, so wird der jüngste und hoffnungsvollste von jenen Stiefsöhnen von einem andern Zögling der Pension mit einem geladenen Gewehre spielend, erschossen. Die Mutter, untröstlich darüber, stirbt in der Schwangerschaft und die Eltern der übrigen Zöglinge nehmen diese aus dem Hause wieder fort, wo sie so wenig Aufsicht vermuthen müssen, und der gute Wickede hat nun, ohne Zöglinge, Geld und Aussicht keine andere Zuflucht als Hennings, der ihn nicht nur geistig aufrichten, sondern auch leiblich zu erhalten hat. Noch unglücklicher geht es Hennings mit andern Freunden. Ein Herr von Schmettow, bekannt wegen des Buches: „Gedanken eines Dänen über stehende Heere“, hatte sich mit vollständig contraktem Leibe neben Hennings' Schlosse angesiedelt und ist da denn auch gestorben. Hennings, der die angefochtenen liberalen Schriften seines Freundes, wo er konnte, in Schutz nahm, zog sich den Haß seiner gegnerischen Partei nun noch in gesteigerterem Grade als seither zu. Endlich schickte ein Graf von Golz einen Offizier zu Hennings aufs Zimmer und foderte ihn anonym zum Duell. Hennings weigerte sich, auf eine namenlose Ausfoderung und überhaupt, als Familienvater,

zu erscheinen. Hennings' Frau, die eben schwanger war, und von unvorsichtiger Seite her von dem Vorfall unterrichtet wurde, ängstigte sich so, daß sie eine Fehlgeburt machte. Er selbst verlangte öffentlichen Schutz der Gesetze und erhielt nichts als Achselzucken. Nachdem Golz achtzehn Monate in seiner Ungestraftheit triumphirt hatte, sah sich Hennings endlich genöthigt, den ganzen Verlauf der Sache aktenmäßig im zweiten Stück der „Annalen der leidenden Menschheit", die er selbst herausgab, bekannt zu machen.

Allein der Erfolg war ein wenig günstiger für ihn, ja ein Bauer, den er bei einem Termine zurechtwies, wollte seine Befehle nicht mehr annehmen, weil, wie er gradezu sagte, Hennings ja für unehrlich erklärt sei. (Böttiger).

Hans von Held, jener politische Märtyrer, welchem Varnhagen von Ense in einer meisterhaften Biographie ein unvergängliches Denkmal gestiftet, war auch einer von jenen Unglücklichen, welche mit ihrem Misgeschick das eigene Hennings' noch vermehrten. Wie muß ihm nicht das Herz geblutet haben, als er in seinem „Genius der Zeit" furchtlos und kühn das Gedicht abdruckte, das Held zu der Uebersetzung der Epistel Friedrich's II. an Keith unter dem Titel: „An meine mir übrig gebliebenen Freunde" als Einleitung auf der Festung Kolberg im Januar 1802 gedichtet hatte. Dieses Gedicht, das heutzutage kaum noch Jemand kennt und das doch die volle Größe eines männlichen Charakters athmet, war ganz und gar

geschaffen, Hennings' innigste Sympathie zu erregen. Er war Held in vieler Beziehung sehr ähnlich, und Beide erinnern an Seume, nächst Lessing dem männlichsten Dichtercharakter Deutschlands. Das Gedicht, das wir hier mittheilen wollen, wird dies belegen.

An meine mir übrig gebliebenen Freunde.

Wo ihr auch lebt! — In tiefen Unglücksschlünden,
Im Schoos des Glücks — Es wird euch dennoch finden,
Dies euch von mir geweihte Lied.
Ich hab' es, von der Schwermuth Arm umschlungen,
Vor Jahresfrist im Kerker schon gesungen,
Wo keiner Freude Rose blüht.

O, nehmt es an, ihr Freunde! zum Beweise
Des Hochgefühls, das auf der Pilgerreise
Des Lebens mich noch nie verließ.
Ihr Wenigen! ihr werdet mich verstehen —
Den Troß der Welt lass' ich vorübergehen,
Weil er mich längst schon von sich stieß.

Ich send' es euch vom Ausfluß der Persante,
Wie seinen Freunden der aus Rom verbannte
Ovid, sein Lied vom Donaustrom.
Er sang und starb am rauhen Schwarzen Meere;
Ich weihe dir noch meine letzte Zähre,
Berlin! mein auf mich zürnend Rom!

Mir schien für die erhab'nen Theorien
Der Staatsmoral, des Rechts, der Wahrheit glühen,
Der Dienstpflicht herrlichster Gewinn.
Das hat die Welt mir nicht erlauben wollen! —
Ich irrte mich — und meine Thränen rollen
Auf meines Lebens Kirchhof hin.

Bewahren wollt' ich mir die Ideale
Der Jugend, und befeuchten mir das kahle
Von Selbstsucht dürre Lebensthal.
Ein Schiffer, ließ ich kühn mein Segel schwellen;
Ich sah nur vor mir aus den hohen Wellen
Der Tugend flammenden Fanal.

Doch ihre Leuchte hörte auf zu blinken;
In tiefe Nacht hat sie mich lassen sinken;
Und dennoch lieb' und such' ich sie;
Und hoffe noch, einst wird von Freundschaftshöhen
Ihr Lichtstrahl mir sich wieder lassen sehen,
Und retten mich nach langer Müh'.

Streift doch die Welt mit ihren tausend Qualen
Den lachendsten von unsern Idealen
Ach! nur zu früh die Blüthen ab.
Freiwillig noch die letzten von sich treiben —
Wer könnte das? Soll keines übrig bleiben?
Was adelt dann des Menschen Grab?

Vielleicht! daß meines Lebens dunkle Spuren
Das freundliche Gestirn der Dioskuren
Einst helfend noch ein mal erhellt.
Vielleicht auch nicht! — Dann mag der Sturm mich jagen,
Der meine letzte Kraft mit meinen Klagen
Am nächsten Felsenriff zerschellt.

Ihr Andern! die ihr meiner spottet, höret!
Die Trauer selbst, die nagend mich verzehret,
Ist mir ein geistiger Genuß.
Das Schicksal hat nicht Allen gleich gemessen;
Ein Leidender wird immer bald vergessen,
Der wehrlos liegt und schweigen muß.

Zieht hin! Ich habe nichts an euch verloren,
Ihr Ungetreuen! die ihr falsch geschworen
Der Tugend und der Freundschaft Eid!

Kaum kann ich euch in eurer Schlechtheit hassen,
Ihr werdet nie den Zweck des Lebens fassen,
Der noch mein krankes Herz erfreut.

Zieht hin! und seht, ob ihr bei den Idolen
Des Lasters euch könnt wahre Freude holen?
Und ob ihr euch selbst achten könnt?
Genießt der Form, der Kern bleibt euch verschlossen!
Von dem nur wird sein inn'res Mark genossen,
Dem Tugend ihre Palmen gönnt.

Hat Friedrich Recht und werden andre Welten,
Nicht, was hier Tugend duldete, vergelten —
Gleichviel! ihr Werth beruht auf sich!
Zwar fühl' ich meines Unglücks trübe Schwere
Und daß ich beff'rer Tage würdig wäre;
Doch wer sah jemals winseln mich?

Der Vorsatz nur ist unser. Launisch leitet
Das Uebrige das Schicksal. Es begleitet
Sein Schutz nicht jede kühne That.
Die Welt läßt immer sich vom Ausgang blenden,
Und übersieht, was in des Sä'manns Händen
Die Absicht war bei seiner Saat.

Die Zeit nur kann der Menschen Thaten sichten;
Auch mich wird sie dereinst am Besten richten,
Wann jeder Rücksicht Stimme schweigt.
Ich warte hier im traurigen Exile,
Wo mich das Weh'n erinnernder Gefühle
Für euch, ihr Bessern, oft beschleicht.

Nichts kann ich euch zu meinem Angedenken,
Als diese Blätter, feurig bittend, schenken:
Seid muthig echter Tugend treu!
Auch sie ist treu und zeigt mit Engelhänden
Den heitern Trost an dunkler Kerker Wänden:
Nur wer mich liebt, ist wahrhaft frei!

Euch schwinge sanft in ihrem schnellen Rade
Die Zeit! — Euch bringt vom schallenden Gestade
Des Belts der Nord mein Lebewohl!
Der von Tornea's eisumthürmter Küste
Daherfährt auf der weiten Wasserwüste
Mit wildem, donnerndem Geroll'.

Und werdet ihr nach kurzgezählten Jahren,
Nichts mehr von mir, der doch euch liebt, erfahren,
So denket schützend meiner Ruh'.
Dann schlaf' ich in des Grabes stiller Zelle;
Dann decken hier mich Kolbergs grüne Wälle,
Am Strand der Ostsee ewig zu.

Will man im Uebrigen von Hennings' Wesen und Charakter eine genaue Vorstellung bekommen, so darf man nur hören, was Böttiger in seinem Reisetagebuch über ihn sagt. „Hennings", heißt es da, „sprach mit Unwillen über den Weihrauch, den wir an die erträglichern Fürsten und Staatsmänner verschwenden und ihnen ihr Bischen Hirn dadurch vollends benebeln. So z. B. der Fürstbischof von Eutin, den Halem so unverschämt beräuchert und der Recensent in der „Allgemeinen Literaturzeitung" noch unverschämter angeräuchert hat. Der Rektor in Oldenburg, der sein letztes Schulprogramm gegen das Revolutionsfieber geschrieben hat, ist auf der Stelle Consistorialrath mit 100 Thaler Zulage geworden. Ueber den vergötterten Bernstorff in Kopenhagen meint er, daß es diesem aus Ueberzeugung weder um religiöse noch politische Aufklärung und Denkfreiheit zu thun sei. Wegen des letztern Punktes würde Lavater's Berufung und Vergötterung in seinem

Hause hinreichender Fingerzeig sein können. Wegen des letztern möchten Schmettow's und Cramer's Verfolgungen sprechen. Aber er könne nur nicht gegen die laute Stimme der Nation anstreben. Diese fürchte er und mache den politischen Cunctator. Dänemark habe sich noch nicht einmal laut für die Anerkennung der Republik Frankreich erklärt, dahingegen Schweden weit prononcirter verfahre. Bernstorff's ganzes Verdienst sei, daß er geschickt zu temporisiren verstehe und geschehen lasse, was nicht wohl zu ändern sei."

Der Umgang mit Hennings, meint Böttiger, offenbare in vertrautem Gespräch einen gewissen Anstrich von verbissener Bitterkeit, „aber", fügt er hinzu, „seine tiefe Geschichtskunde, seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Zeitgenossen, die wichtige Rollen gespielt haben, seine vertraute Bekanntschaft mit Länder- und Völkerkunde, wozu er einen ausgesuchten Apparat von Reisebeschreibungen, statistischen Werken und Landkarten besitzt, sein munterer Witz und seine Herzlichkeit als Gatte und Vater von vier liebenswürdigen Kindern machen seinen Umgang sehr interessant und mir die zwei Tage, die ich bei ihm zubrachte, auf immer unvergeßlich."

Hennings war 1746 geboren und starb 1826.

IX.

Die Familien Reimarus und Sieveking; die französischen Emigranten; Frau von Genlis.

Daß wir August von Hennings, der in Plön lebte und ein Holsteiner war, in das Literaturleben Hamburgs mit hineinzogen, hat seinen Grund in der geistigen Stimmung, welche er selbst und sein Journal von hier aus erhielten. August von Hennings nämlich war in Hamburg mit den beiden durch Bildung, Intelligenz und Geschmack hervorragendsten Häusern verwandt. Eine seiner Schwestern, welche von ihrem Vater, einem berühmten Juristen und Gerichtsverwalter von Pinneberg eine treffliche Erziehung genossen, hatte den jüngern Reimarus, Johann Albrecht Heinrich, den Mediziner, geheirathet, mit dem sie in der glücklichsten Ehe lebte. „Madame Reimarus", schreibt Böttiger, „ist mit dem ihrer Familie gleichsam erblichen Verstand und Witz nicht am Schlechtesten bedacht worden. Sie waltet unumschränkt im Hause, zur großen Erleichterung und Hülfe ihres mit Geschäften beladenen Mannes; sie bittet die Gäste, sie ordnet seine Schriftstellerei, sie überhebt ihn eines großen Theiles des unvermeidlichen

Briefwechsels — wenn es hochkommt, setzt er ein paar Zeilen als Nachschrift unter den Brief seiner Frau — sie ist die zärtlichste Gattin und Mutter. Ein gewisser ansteckender Frohsinn ist stets über ihr ganzes Wesen verbreitet, und eine Herzlichkeit, die einen beim ersten Besuche wähnen läßt, man gehe schon seit Jahren da aus und ein. Sie ist eine glückliche und empfindungsreiche Dichterin. Ich stahl ihr ein Exemplar ihres neuesten Musenopfers, das auch in dem „Genius der Zeit" eingerückt worden ist, wo überhaupt mehre Gedichte von ihrer Hand vorkommen. Jüngst präsidirte sie im Familienkreise ihrer Töchter und einiger Freundinnen derselben. Da erscholl eben die neue Mähr, daß Lottchen Campe mit Vieweg Braut sei. „Kinder", rief sie, „laßt uns sogleich gemeinschaftlich ein Glückwünschungsgedichtchen verfertigen, was wir nach Braunschweig schicken können." Gesagt, gethan! Jedes gab sein poetisches Scherflein. Mutter Reimarus gab selbst reich und sammelte die Gaben der Uebrigen nicht ohne Umsatz und Einschmelzung. So entstand ein komisches Gedicht, das Betty Wesselhöft die Güte hatte, mir aufzuschreiben und zu schicken."

„Nichts ist in der That fröhlicher und genußreicher", fährt Böttiger fort, „als eine Theetischconversation im Kreise dieser Familie, zu der ich während meines Aufenthaltes in Hamburg sooft eilte, als ich mich anderswo fortschleichen konnte. Während Vater Reimarus im Kaftan und mit der Pfeife bald mit einsitzt, bald in dem benachbarten Zimmer Arzneien zubereitet, aber

auch von daher durch die geöffnete Thür den Faden des Gesprächs festhält und oft seine Bejahung oder Verneinung mit vorgestrecktem Kopfe hereinruft, sitzt die Mutter Reimarus am dampfenden Theeständer, ihr zur Seite die ehrwürdige Elise und zwei unverheirathete Töchter des Doctors. Tinchen, eigentlich Christine Reimarus ist ein sehr kluges urd doch bescheidenes Mädchen. Sie hat ein vortreffliches Gedächtniß und sagt mit dem anspruchlosen Wesen, welches allein einem deklamirenden Frauenzimmer Verzeihung auswirken kann, die schönsten und neuesten Gedichte der Lieblingsdichter der Nation her. Ich sprach von Goethe, von dessen Elegien in den „Horen" soeben die wunderbarsten Nachrichten erschollen waren. Sie fragte mich, ob ich das von Goethe in Pempelfort bei Jacobi improvisirte Gedicht kenne, welches er gemacht habe, als ihm die Recension von seinem „Großkophta" in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" zu Gesicht kam. Sie hatte es von Jacobi, der von seinem eutiner Exile fleißig nach Hamburg kommt und dann gewöhnlich bei Reimarus speist. Auf meine Bitte gab sie mir eine Abschrift davon und so erhielt ich in Hamburg, was einem Stadtgenossen Goethe's in Weimar nie zu Gesicht gekommen wäre. Ein anderes mal las der Buchhändler Frommann aus Züllichau, mit dem ich Mittags bei Reimarus gespeist hatte, in diesem Theezirkel einen Aufsatz aus Lessing's literarischem Nachlasse vor, wobei ich den feinen Takt der Zuhörerinnen verschiedentlich zu bemerken Ursache hatte. Keine seiner eigenthümlichen

Wortfügungen, keine seiner ins Paradoxe sich neigenden Behauptungen blieb unbemerkt. Einmal war der gute Reimarus recht warm über den noch immer fortdauernden Pfaffen- und Glaubensdespotismus. Er erzählte dabei, daß er anfänglich sehr wider die Herausgabe der bekannten „Fragmente" seines Vaters gewesen wäre, weil er das Zeitalter noch nicht für reif dazu gehalten habe. Aber Lessing habe durchaus auf ihre Bekanntmachung bestanden. „Das trübe Wasser", sagte Reimarus zu Lessing, „darf nicht eher ausgeschüttet werden als bis man reines hat." „Aber", erwiderte Lessing, „wer das trübe nicht ausschüttet, kann doch nie reines bekommen."

Reimarus' älteste Tochter, unter dem Namen Hannchen Reimarus, durch körperliche und geistige Reize die Königin unter ihren Gespielinnen, und durch ihre ungekünstelte Bescheidenheit selbst von denen geliebt, die sie verdunkelte, heirathete den berühmten Hamburger Kaufmann Georg Sieveking, Verfasser einer sehr bemerkenswerthen Schrift über das Wechselrecht.

Böttiger schildert ihn folgendermaßen: „Ein kleiner untersetzter Mann, aber voll Kraft und Gedrungenheit, höchst bestimmt in seinem Ausdruck im Französischen sowol als in der Muttersprache, im unabsehlichen Wirrwarr seiner Geschäfte nie zerstreut oder abwesend, ist er ohne Widerrede einer der klügsten und reichsten Männer Hamburgs, und was er ist, durch sich selbst. Er kam mit 6000 Mark zum alten Voigt, ward nach und nach Compagnon der Handlung und verdankte

allerdings dem edlen Benehmen des Vaters und des Sohnes Voigt ungeheure Vortheile. Aber sein eigener Muth war es doch, der ihn trotz aller ihn unmittelbar bedrohenden Gewitter und Verfolgungen, während des ganzen Kriegs öffentlich die Partei der Franzosen ergreifen und dadurch sich und den übrigen Hamburger Kaufleuten eine Goldgrube eröffnen hieß, aus welcher bis jetzt zum Verdruß des ganzen übrigen Deutschlands Millionen aus Frankreich nach Hamburg abgeleitet werden. Denn daß man dies vorzüglich Sieveking's Beharrlichkeit beim Interesse des republikanischen Frankreich zu danken habe, das können selbst seine Feinde in Hamburg nicht in Abrede stellen. Freilich mochte nun auch der Drang der Umstände den Mann zuweilen über die Grenzlinie der Mäßigung führen und ihn nöthigen, selbst das Blut- und Schreckenssystem eines Robespierre zu vertheidigen. Aber er wollte wenigstens auch hier consequent handeln. Jetzt erntet er goldene Garben von diesem Felde. Er hält seinen eigenen Agenten in Paris und gewinnt unermeßliche Summen durch behutsamen Ankauf von sichern Nationalgütern; ein Handel, der überhaupt in Hamburg jetzt Alles in Athem setzt."

„Die geschäftsvolle Thätigkeit eines Mannes wie Sieveking ist", fährt Böttiger fort, „erregt einem behaglichen Stubensitzer und Bücherwurm, wie Unsereinem, beinahe Schwindel. Er liest oft in einer Stunde mehr als vierzig Briefe und schreibt oft täglich eigenhändig ebenso viele in verschiedenen Sprachen. Dabei

gewinnt er noch Zeit, die interessantesten Zeitungen, Journale, Flugschriften aus allen Ländern und selbst aus verschiedenen Erdtheilen zu durchlaufen, stundenlange Conferenzen mit fremden Kaufleuten zu halten, alle seine Bücher und Buchhalter zu revidiren, in der Stadt herumzufahren, um nöthige Besuche zu machen und hundert Unterbrechungen durch schnellere Thätigkeit wieder auszugleichen. Daß auch hier durch tägliche Uebung ein gewisser Mechanismus erlangt werden könne, will ich gern glauben; aber es gehört doch auch ein von Natur privilegirter Kopf dazu. Es entgeht ihm sogar kein neues Produkt aus der schönen Literatur, und er ist das Orakel der leselustigen Frauen, denen er mit vieler Kennerschaft die Lektüre auf ihrer Toilette regulirt. Freilich kann bei alle diesem noch die Frage aufgeworfen werden: genießt ein solches Thätigkeitsungeheuer auch seines Lebens wirklich wie andre Menschen? Fast möchte ich dies nach meinen wenigen Beobachtungen ganz verneinen. „Mein Mann kommt", so sagte mir Madame Sieveking selbst, „in der schönsten Jahreszeit kaum einmal in der Woche zu uns in den Garten; an großen Posttagen speist er oft Mittags gar nicht und sitzt bis Abends zehn Uhr auf dem Comtoir." Also wäre Sonntag der einzige Erholungstag, wo er im Schooße seiner Familie, seiner Gattin und seiner Kinder froh werden könnte. Allein da ist wieder nicht dran zu denken. Alle Fremden, die die Woche über Empfehlungsschreiben brachten oder Geschäfte mit dem Hause hatten, erhalten regelmäßig eine Einladungskarte

auf den Sonntag. Gegen zwei Uhr Nachmittags kommen aus allen Gegenden Kutschen und Fußgänger. Die Salons, der Garten, Alles füllt sich mit Menschen, die sich einander nicht kennen, einander nicht vorgestellt werden, oft selbst der Dame des Hauses nicht bekannt sind. Ich habe zwei Sonntage da gespeist, das erste mal waren achtzig, das zweite mal siebzig Couverts in zwei großen Speisesälen gelegt, und noch waren überzählige Gäste. Für den Fremden selbst mag dies ein ganz angenehmes Schauspiel sein. Es ist eine congregatio gentium wie am Jüngsten Gericht und eine Zungenvermischung wie in der Pfingstepistel. Da war beide mal der letzte Sprößling aus dem Hause Gonzaga, ein Prinz ohne Land, aber mit vielem Verstand und erklärter Demokrat, gegenwärtig. Da waren ein paar reiche Holländerinnen, die von Juwelen glänzten, während die Frau vom Hause das erste mal in einer einfachen Taftchemise, das zweite mal in einem ganz gewöhnlichen Kattunkleide allen erborgten Glanz demüthigstolz verschmähte. Da saß ein Engländer aus Liverpool neben einem Republikaner aus Bordeaux, neben ihnen eine Demoiselle Feraud, die an Dumouriez' Seite focht und mit ihm emigrirte, und neben ihr in scherzhaftem Gespräch Barthélemy, ein Bruder des Baseler und Agent der Republik. Weiter oben ein schwedischer Consul, der aus Marokko zurückgekehrt war, in Unterredung mit ein paar englischen Juden aus St.-Domingo und einem Amerikaner aus Neujersey. Der Banquier Küstner aus Leipzig — wie verdunkelt war hier dieser

Sirius des leipziger Sternenhimmels — saß unglücklicherweise dem ehrlichen Büsch gegenüber, der, wie er erfuhr, daß ihm ein leipziger Magnat gegenübersitze, mit echter hamburger Gradheit die Unhöflichkeiten erzählte, die ihm der Geheime Kriegsrath Müller bewies, der sich's in Hamburg bei Büsch hatte recht wohl sein lassen und ihn nun, da er ihm bei einer Durchreise durch Leipzig nur im schlichten Frack aufwartete, sehr frostig aufnahm. Mir hatte mein Glücksstern das erste mal den wackern Reichard zum Nachbar und Exegeten der Tischgesellschaft gegeben, da mein andrer Nachbar, ein muffigter Emigrant, nirgends recht anzuzapfen war. Mich mußte also dies bunte Gewühl recht angenehm unterhalten, weil ich mich durchaus in einer neuen Welt befand. Aber welcher Genuß konnte für den Wirth und die Wirthin hier stattfinden? Auch nach Tische, wo in einem andern Salon Kaffee getrunken und ein Emigrant als Virtuos auf dem Klavier beklatscht wurde, hatte das bunte Getümmel kein Ende. Nur erst gegen Abend, wenn der Thorschluß allgemeine Retirade befiehlt, mögen die Menschen etwas zur Besonnenheit kommen. Aber dann eilt Sieveking nach vollbrachter Abfütterung auch schon wieder in die Stadt und die gute Frau kann also ihren Mann kaum in einzelnen Momenten sehen. An häusliches Glück ist hier nicht zu denken. Man erwirbt, um zu verprassen. Man überhäuft Fremde mit Gastfreundlichkeit und Höflichkeit und ist vielleicht gegen seine Gattin ein Tyrann, launenhaft und mürrisch von innen, glatt und freudeglänzend von außen."

Soweit Böttiger, der in seiner Geschwätzigkeit ein ziemlich ähnliches Bild von dem gesellschaftlichen Leben und Treiben der damaligen großen Häuser in Hamburg entwirft, und, wie wir am Schluß gesehen haben, auch wol die Achillesverse desselben andeutungsweise zutage legt. Sammlung, Ruhe und jenes genußreiche Stillleben, wie es sicherer Besitz und eine gefestigte Wohlhabenheit so schön und beseligend zu führen vermögen, war hier nicht und konnte hier nicht vorhanden sein, weil all' dieser Reichthum, dieser Glanz und Pomp mit jedem Tage gewissermaßen neu gewonnen und erworben sein wollte. Das Vermögen des großen speculirenden Kaufmanns ist keine im Geldkasten verschlossene oder in Zahlen verbriefte Habe, sondern eine immer in Wind und Wetter von Zeiten und Verhältnissen umgetriebene Sache, eine Sache, die immer zweifelhaft steht, und in diesem zweifelhaften Stande darum auch eben allem dem, was durch sie erhalten wird oder von ihr abhängt, jene Hast, Unruhe und das wirbelnde Treiben gibt, das wir in der eben geschilderten Geselligkeit wahrnehmen müssen.

Indeß ganz so schlimm als Böttiger nach dem flüchtigen Anblick die Dinge macht, sind sie wol nicht gewesen. Mitten in diesem gesellschaftlichen Gewirre, unter dem fremden Ab- und Zuströmen der Gäste, bildeten sich doch auch nähere und engere Bezüge, die dem Leben höhern Reiz und fesselndere Anmuth verliehen. Wenn die Geselligkeit, wie wir sie hier uns vorgeführt gesehen haben, auch eine durchaus unge-

wöhnliche und befremdende war und sein mußte, weil sie gar zu contrastirend gegen die früheren anspruchslosen Zustände Hamburgs abstach, so muß man bedenken, daß sie eben ursprünglich aus hamburgischen Bestandtheilen hervorgehend, nach und nach zu einer allgemeinen deutschen, ja europäischen Bedeutung werdend, doch in mancher Beziehung echt hamburgisch blieb, und zwar so, daß z. B. in der Sprache stets gar manches herzinnig und treu an den Ursprung erinnerte. Auch war es der höchste Freisinn der zugleich mit dem edelsten Bürgersinn diese Zusammenkünfte durchhauchte. Schön und strahlend obenan steht die Wirthin selbst. „Nie habe ich eine Frau gekannt", schreibt Steffens in „Was ich erlebte", „die mich so ganz beherrschte, deren stets milde Gegenwart dennoch eine unwiderstehliche Gewalt über mich ausübte. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie in der großartigsten Umgebung gelebt. Alle geschichtlichen Bewegungen Europas, geistige wie politische und commercielle umgaben sie durch würdige Repräsentanten, die in ihrer Nähe erschienen. Zwar war die religiöse Ueberzeugung, die in diesem Kreise herrschte, nicht die meinige. Die Ansicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unsern Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religiosität, und dennoch herrschte in diesem Kreise eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine christliche nennen muß. Das mannigfaltig wechselnde Leben, durch die bedeutendsten Persönlichkeiten

der Zeit gehoben, hatte eine feine, im edelsten Sinne vornehme Darstellung der Geselligkeit, eine Sicherheit in jeder Aeußerung, ein anmuthiges Maaß, welches niemals überschritten wurde, erzeugt, und eben Dasjenige, was am waffenlosesten zu sein scheint, die weibliche Zartheit, erschien hier als das Gebietende. Es war eine wunderbare Vereinigung bürgerlicher, unbefangener Vertrautheit, durch welche die freimüthigsten Geständnisse hervorgelockt wurden, mit den sichersten Formen der höhern Kreise, die den Umgang stets anregte und zugleich mäßigte."

Wie wir aus dieser Anführung ersehen, war das Weib in Hamburg, mitten in diesem Getreibe, ergriffen von der Macht großer Geister, meist ver- und sich selbst überlassen von ihren geschäftbelasteten Ehemännern, nicht zu jenen Excessen getrieben worden, die wir es schon um diese Zeit an andern Orten begehen sehen können. Hamburg, obschon es reich an interessanten und bedeutenden Frauen war, hat merkwürdigerweise wenig oder beinahe gar keine eigentliche Künstlerinnen aufzuweisen. Man hat von hier aus nur sehr vereinzelte Schriftstellerinnen, Malerinnen, Schauspielerinnen u. s. w. ausgehen sehen, aber desto mehr und inniger fand man hier von Seiten des weiblichen Geschlechts liebende und enthusiastische Hingabe an die Träger der Kunst und die Kunst selber. Das Wesen des Weibes in Hamburg, von jeher an Zurückhaltung, züchtige und geräuschlose Thätigkeit, stille Häuslichkeit und Scheu vor der Oeffentlichkeit gewöhnt, vermied

mit ängstlicher Sorgfalt jeden auffallenden Schritt über die Grenzen der Sitte hinaus, war aber innerhalb derselben um so emsiger, feuriger und liebender darauf bedacht, sich seine einsame und ihm selbst anheim gegebene Existenz mit allem Zauber der Poesie und der Grazien auszuschmücken.

Diese Ausschmückung, die eine ganz laut- und ostentationslose war, blieb von außen eine so unbeirrte, daß alle die nach Hamburg herein drängenden fremden Einflüsse und Wirkungen ganz spurlos daran vorübergegangen sind. Wol kaum noch eine andre Stadt in Deutschland mag es geben, worin beim Ueberfluten fremder Nationalitäten Sitten und Benehmen des weiblichen Theils der Bevölkerung weniger berührt worden sind wie hier. Es gab eine Zeit, wo in und um Hamburg gegen 40,000 Franzosen lebten, und Franzosen nicht der gewöhnlichen Art. Unter ihnen befand sich unter andern Stéphanie Felicie Gräfin von Genlis aus der Familie du Crest, die am 25. Januar 1746 auf einem kleinen Gute in Bourgogne, nahe bei Autun das Licht der Welt erblickte. Sie war schön, liebenswürdig, geistreich, und besonders ausgezeichnet im Erziehungsfache; bekanntlich ernannte sie der Herzog von Orleans (Philipp Egalité) nicht nur zur Erzieherin seiner Tochter, sondern auch zum Gouverneur seiner Söhne; so wurde sie die Erzieherin Louis Philipp's, dessen Thronbesteigung sie noch erlebte, da sie über achtzig Jahre alt wurde. Sie hat unzählige Werke geschrieben; ihre Romane zeugen von bedeutendem Talent und geben interessante Schil-

derungen der Gesellschaftszustände des achtzehnten Jahrhunderts; unter ihren Kinderschriften haben besonders „Les petits émigrés“ allgemeines Glück gemacht. In allen ihren Schriften vertheidigt sie aufs Eifrigste Tugend und Frömmigkeit; hauptsächlich wol weil sie sich mit solchen Ansichten zu empfehlen glaubte; auch möchte ihr Haß gegen Voltaire und alle andern Freigeister daraus zu erklären sein. Außer ihrem Talent für Erziehung spielte sie unnachahmlich schön die Harfe, und konnte Klavier, Guitarre, die Schalmei, die Handtrommel, die Leier, Geige und Mandoline spielen. Sie tanzte bewundernswürdig, malte Blumen in Miniatur und war in allen Handarbeiten geschickt. Eine besondere Gabe besaß sie für die Schauspielkunst, die sie von Kindheit an auf Gesellschaftstheatern fortwährend übte; als sie, schon über fünfzig Jahre, in Berlin bei einer solchen Vorstellung mitwirkte, sagte ihr der berühmte Iffland, daß sie die beste Schauspielerin sei, die er jemals gesehen habe.

In der Revolutionszeit verließ Frau von Genlis Frankreich und kam im Juli 1794 unter fremdem Namen nach Altona, wo sie die ersten Monate sich damit ihren Unterhalt verschaffte, daß sie für eine Kattunfabrik als Muster Blumen und Mosaiken auf Papier malte. Sie lernte in Altona den Professor Unzer kennen. In Altona erfuhr sie auch den Sturz Robespierre's. Im April 1795 nahm sie ihren Namen wieder an und zog nach Hamburg, wo sie bei einem Pastor Wolters wohnte, in Zimmern, die auf die Alster hinausgingen.

Sie erzählt im 4. Bande S. 299 ihrer „Mémoires“: „Ich hörte beim Pastor Wolters etwas, das mir sehr auffiel. Sein Haus stand ganz nahe bei einer protestantischen Kirche, deren Prediger er war; anstatt einer Glocke kündigte eine Trompete von der Höhe des Thurmes die Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse an. Ich erstaunte besonders über die bewundernswürdige Melodie, welche die Begräbnisse anzeigte; sie erschien mir so schön, daß ich dem Pastor Wolters meine Freude darüber zu erkennen gab, der mir erwiderte, daß dieser Gesang von dem berühmten Haydn componirt sei, welcher drei Jahre zuvor in Hamburg war; er fand das Grablied der Trompete ohne Ausdruck und ersetzte es durch Dasjenige, welches ich mit Recht so bewunderte, und was alle Kirchen der Stadt angenommen hatten.“

Frau von Genlis nennt Hamburg eine der gastfreiesten Städte Deutschlands. Sie verheirathete hier ihre Nichte Henriette von Surcey an einen Herrn namens Matthießen. Von Hamburg ging sie nach Holstein auf das Gut Sill, von welchem sie aber oft noch in unsere alte Handelsstadt zurückkehrte, mit der sie auch stets in sehr eifriger Verbindung blieb und wol bleiben mußte, da so viele andere ihrer Landsleute sich darin niedergelassen. Es lebten da die Gräfin Flahout, Rochefaucould, Lameth, Choiseul, Vergennes, Delille und die Comtesse Sophie Tott, bekannt als glückliche Malerin. Auch Dumouriez, der General Valenze und Beaumarchais, der Verfasser des „Figaro“ lebten in Hamburg.

Geraume Zeit verweilte auch Rivarol, der erbit-

tertste und witzigste Gegner der Jakobiner hier, bekannt durch sein Journal „Les actes des apôtres“, das er mit Peltier gemeinsam in Paris eine Zeitlang redigirte und in dem sich z. B. folgendes sanglante Epigramm befand:

Dans l'auguste assemblée il est sûr que tout cloche.
La raison? Chaqun l'aperçoit;
Le coté droit est toujour gauche,
Et le gauche n'est jamais droit.

In Hamburg, wo er sich um das Jahr 1797 aufhielt, bespöttelte er die Hamburgerinnen und ließ auch die Männer von seiner bösen Zunge nicht verschont. Als bei einem Souper die Beisitzenden eines seiner Witzworte nicht verstanden und sich deswegen ziemlich verlegen ansahen, sagte er zu einem Landsmanne: „Voyez-vous ces Allemands? Ils se cotisent pour entendre un bon mot.“

Er ging später nach Berlin und starb da am 11. April 1801. Ein Jahr zuvor begrub man in Hamburg den berühmten Armand Vignerod Duplessis-Richelieu, Herzog von Aiguillon, den Urheber des Vorschlages zur Abschaffung der Feudalrechte in der berühmten Nacht vom 4. zum 5. August 1789, dem entscheidendsten Moment in der französischen Staatsumwälzung. Nach der Katastrophe vom 10. August 1792, über die er sich in einem Briefe an Barnave, welcher aufgefangen wurde, sehr misbilligend aussprach, wurde er in Anklagezustand versetzt, und entging wahrscheinlich dem Schaffot nur durch die Flucht nach England. Von

hier aus, wo er von der Emigration seiner revolutionären Vergangenheit wegen nur schlecht empfangen wurde, wandte er sich, nachdem er fast den ganzen Rest seines in Frankreich zurückgelassenen Vermögens verloren, in ziemlich bedrängten Verhältnissen nach Hamburg, in welcher Stadt er grade in dem Augenblick starb, in dem er, durch Napoleon von der Liste der Emigrirten gestrichen, im Begriffe stand, in seine Heimat zurückzukehren.

Schon 1794 war eine französische Schauspielergesellschaft in Hamburg, die 1798 besonders durch eine geniale Künstlerin, Madame Chevalier, glänzende Geschäfte machte. Diese Schauspielerin, die durch Grazie sowol als durch lebhaftes Spiel und Natürlichkeit ausgezeichnet war, stellte z. B. den Schreck der Frau des Blaubart so außerordentlich dar, daß in den Blättern jener Zeit die bekannte Scene, in der sie aus dem Kabinet stürzt, nachdem sie dasselbe geöffnet und die Gerippe ihrer Vorgängerinnen gesehen hat, auf das Enthusiastischste erwähnt und als groß in jeder Beziehung gepriesen wird.

Auch französische Journale erschienen um diese Zeit in Hamburg, unter andern eines unter dem Titel „Le censeur“, das vielen Anklang fand, und an welchem, wie man vermuthen darf, sich auch Rivarol betheiligte. Wie aber schon dieser sich über das Leben und den Geist der Deutschen lustig machte und so deren Gastfreundschaft und Güte mit Undank belohnte, so thaten es Andere noch mehr und besonders dadurch, daß sie

die Frauen zur Zielscheibe ihres Witzes machten, wahrscheinlich und hauptsächlich eben wol, weil diese zurückgezogen und still in ihren Kreisen blieben und sich durch das laute Treiben der Emigranten wenig aus dem Cultus bringen ließen, den sie dem deutschen Genius widmeten und aus welchem jene Dichterschule hervorgegangen ist, die wir unter der Benennung der Verfasser der „Bremer Beiträge“ bereits angeführt und nun näher und eingehender zu betrachten haben.



X.

Die Verfasser der „Bremer Beiträge“ und Klopstock.

Diese Gruppe von Schriftstellern, die sich grade in dem Augenblicke, in dem Gottsched seinen literarischen Einfluß am mächtigsten und weitgreifendsten hielt, unter seinen Augen und aus den Reihen seiner eigenen Anhänger zusammenthat, bestand zunächst aus Johann Adolf Schlegel, Kramer, Gärtner, Rabener, Schmidt, Zachariä, Ebert, Giseke und Klopstock. Es waren feurige Jünglinge, die der Ungeschmack und die Pedanterie des Diktators auf dem leipziger Parnaß zu langweilen und anzuwidern begannen, und welche sich jetzt vereinigten, um unabhängig von ihm sich ihren eignen Weg in der Literatur zu suchen. Ebert und Giseke (dieser Letztere eigentlich ein geborener Ungar namens Köszeghi, aber nach seines Vaters Tode mit seiner Mutter frühzeitig nach Hamburg gekommen) brachten dieser Vereinigung nicht allein von daher den Hagedorn'schen Einfluß, welchen Johann Adolf Schlegel, gestimmt durch seinen Bruder Johann Elias Schlegel, der seit 1743 in Kopenhagen verweilte und in Hamburg mit Hagedorn in Beziehung ge-

kommen, diese Beziehung auf Johann Adolf Schlegel in Leipzig übertrug, verstärkte, sondern damit zugleich auch jenen Reiz aus dem Umgange mit gebildeten, der Dichtkunst warm und liebend zugethanen weiblichen Wesen hinzu, wie sie ihn damals in Hamburg gefunden und gepflegt hatten. In Berücksichtigung und Bezug darauf, geschah es denn auch, daß diese Gruppe von Schriftstellern es laut aussprachen, wie sie vor allem und zuerst auch für die deutsche Frau schreiben und dichten wollten. Die deutsche Frau wurde gewissermaßen durch diesen Act der Literatur erst erobert und in ein Verhältniß zu ihm gebracht, und dieses Verhältniß, welches wir hier in Leipzig zwar proklamirt, aber von Hamburg aus angebahnt und möglich gemacht sehen, hat auch in Hamburg allein jene Antecedentien, die es logisch erklären, und welche Gervinus schlagend dadurch nachgewiesen, daß er an einer auf den Gegenstand bezüglichen Stelle sagt: „Brockes hatte für die Reize der todten Natur gestimmt, Hagedorn und Richey für die Grazien des geselligen Umgangs, diese (die Verfasser der „Bremer Beiträge“ nämlich) fügen das tiefere Glück der Freundschaft hinzu und machen sie zu ihrer Muse, und Orest und Pylades zu ihren Helden. Giseke, der deutlich fühlte, wie Liebe sich gern dem feinern Geschmack und der Dichtung gesellt, sie würdig zu besingen aber einem Größern vorbehalten will, Giseke steht auf der Schwelle, um in das Heiligthum der Geschlechtsliebe vorzudringen. Klopstock, werden wir finden, philosophirt förmlich über das Verhältniß dieser und der Freundschaftsliebe, er

bleibt gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte. Dieser machte es sich aber eigentlich zur Aufgabe, die Liebe zu singen, und schien der Glücklichere zu sein, den Giseke prophezeite. Er brachte es, wie im Mittelalter geschehen war, wieder dahin, daß die Liebe der Dichter Muse ward, und dies blieb an unsern größten Meistern hängen. Es war dazu eine recht sinnliche Liebe im Anfange, die Goethe und Schiller erst wieder läutern und sublimiren mußten.“

Wir sehen aus dieser hier angeführten Stelle den langsam und stufenweise sich bildenden, aber nach fertiger Bildung auch weithin und mächtig wirkenden Einfluß Hamburgs auf die deutsche Literatur, und da es ja recht eigentlich die Aufgabe ist, die wir uns gestellt haben, diesen Einfluß aufzudecken und nachzuweisen, so konnten und können wir nicht umhin, ihn hier mit der epochemachenden Erscheinung Klopstock's recht geflissentlich ans Licht zu stellen.

Friedrich Gottlieb Klopstock, am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren, nach der Vorbildung auf Schulpforta erst die Universität Jena, dann die von Leipzig besuchend, ward hier durch seinen Freund Schmidt den Verfassern jener „Bremer Beiträge“ zugeführt, und bald zum hervorragendsten Haupt derselben. Jung, lebhaft in seinen Empfindungen, allen weichern Eindrücken des Herzens offen, mußte ihn besonders das Treiben und die dichterische Gesinnung der Verbrüderung ansprechen, und hauptsächlich jener

Reiz der deutschen Weiblichkeit anziehen, von dem Ebert und Giseke sich beseelt erwiesen. Angehaucht und bezaubert von ihm, ging Klopstock in der Hinneigung und Liebe zu dem hamburgischen Elemente so weit, daß er, wie er selbst gestand, damals keinen andern Ehrgeiz hatte als Lieder zu singen wie Hagedorn. Freilich, meinte er später, hätte die Muse ihm zugewinkt, daß es nicht die Töne jenes Meisters seien, welche die Natur in seine Brust gelegt.

Schon zu Schulpforta und später in Jena hatte er angefangen, sein unsterbliches Epos, den „Messias“ niederzuschreiben und diesen „Messias“, von dem er die drei ersten Gesänge nach Leipzig mitbrachte, ließ er, nachdem er seine Freunde damit bekannt gemacht, in den „Bremer Beiträgen“, so genannt, weil sie Bremen als Druckort auf dem Titel führten, erscheinen. Mit ihrem Erscheinen begann eine neue Aera der deutschen Literatur und das Glück des Dichters selbst.

Die Bedeutung und den Inhalt des „Messias“ hier zu erörtern und auseinanderzusetzen, dürfen wir uns wol ersparen. Ein geistreicher Kritiker hat zwar mit Recht gesagt: „Damit ist freilich dem Gedichte die Unsterblichkeit noch nicht gesichert, daß der Name des Dichters sie davon trägt. Oft verliert das Werk seine Wirksamkeit in dem Maße, in welchem die Celebrität seines Verfassers unangefochten bleibt. So, wie man den „Messias“ auf Klopstock's Sarg gelegt hat, möchte man ihn wol nur in wenigen Studirzimmern antreffen, nämlich aufgeschlagen.“ Und Lessing's Epigramm:

Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn Jeder lesen? — Nein!

ist wol so wahr geworden, daß nur Wenige der jetzt Lebenden sich rühmen dürfen, Klopstock's „Messias“ ganz gelesen zu haben. Aber wenn dies auch ist, Jeder, der sich über dies Epos einigermaßen ins Klare zu bringen wünscht, findet darüber in Literaturgeschichten und kritischen Werken so vielfach Ausführliches und Treffliches, daß wir ein Recht zu haben glauben, ihn darauf zu verweisen. Auch in Herder's und Lessing's Schriften ist viel über ihn vorhanden und muß viel vorhanden sein, weil das Werk eben eine große und allgemeine Wirkung hatte. Alle Welt las es damals, wie es aus jener Zeit her heißt, „mit heiligem Schauder“. Auch ward es fast in alle lebenden Sprachen, und sogar in die lateinische und griechische übersetzt. Noch nach den Befreiungskriegen erwies sich selbst in rauhen Soldatenherzen der Respekt davor so mächtig, daß sogar der sonst literarisch etwas ungeleckte Generalfeldmarschall Blücher, wie man erzählt, an Klopstock's Grabe nie anders als mit entblößtem Haupte vorüberging. Bodmer foderte sogar den Schauspieldirektor Schuch auf, den „Messias“ auf der Bühne recitiren zu lassen, denn auch Virgil habe sein Heldengedicht, sagt er, auf dem Theater vorgelesen.

Die Macht, die der „Messias“ ausübte, entstand zunächst aus der Größe des Stoffes, und dann aus der Gewalt, mit welcher unsere Sprache darin gehandhabt wurde. Unsere Sprache ward hier zuerst wieder

eine Heldensprache, und durch den poetischen Heroismus eines Genies aus den Banden einer zopfigen Grammatik gerissen, die, vor der Literatur entstanden, „Grundsätze bestimmte, ehe sie Muster aufzuweisen hatte, und aus den Fetzen aller Anfangsgründe und Wortfügungslehren der analogen Sprachen zusammengesetzt war." Nachdem sie verflacht, banal und schleppend geworden, kam nun Klopstock, auf Lessing und seine hamburgischen Vorgänger fußend, ihr neuen Schwung, neue Fülle und Kraft zu geben. Der tändelnde, kindische Geschmack verlor sich vor der energischen Muse des Messiassängers, welcher durch den gehobenen Rythmus seiner kühnen Gedanken Gefühl zum Großen und Feierlichen weckte. Noch Adelung zweifelt, daß ein deutscher Hexameter möglich sei, und Klopstock bekennt zwar allerdings daß der seinige nicht der griechische, aber er behauptet auch zugleich, daß der Hexameter, so wie er ihn ausgebildet, dem griechischen weit vorgezogen zu werden verdiene. Und allerdings verdient er das, für unsere Sprache wenigstens, denn diese Sprache, die eine Gestaltungsfähigkeit und Werdelust besitzt, wie sie wenigen andern eigen, war viel zu brodelnd in sich, als daß sie sich ohne Schaden sklavisch ein Silbenmaaß hätte aufdringen lassen können, dem ihr Genius schon darum wesentlich widerstritt, weil grade in jenem damals die Ausbildung des Eigenschaftswortes begonnen hatte, das bei Homer, wie bekannt, noch wenig von jener Fülle und ewig wechselnden Frische in sich trug, die wir dasselbe in Brockes gewinnen sahen. Brockes, der gewisser-

maßen den lebendigen Quell des Beiwortes aus dem Felsen unsrer Sprache silbern plätschernd in die Dichtung seiner Zeit hineingeleitet halte, hatte ihr damit nun auch eine so große Beweglichkeit, soviel Wogen des Tonfalls und wie man sagen könnte, Ebbe und Flut der Rythmen gegeben, daß sie des Reimes sich überhebend, nun auch den Muth gewinnen konnte, nicht nur sich zu jener Plastik des Maaßes aufzuschwingen, das durch seine Redewendung und Fügung allein schon den gehobenen Gang annimmt, der sich über die Prosa hinaus, so stolz und prächtig als Vers verkündet, sondern auch in jener Plastik des Maaßes zu jener Selbständigkeit entwickelt, die wir sie bei Klopstock einnehmen sehen und welche sich soweit erstreckt, sich selbstbewußt ihr eigenes Gepräge zu geben.

Dieses eigene Gepräge war es, was zunächst die Welt frappirte, und es zu vervollkommnen, ist Klopstock bis in sein spätes Alter hinein nicht müde geworden; statt auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen, zog er es vor, rastlos an der Verbesserung seines Werkes zu arbeiten, so daß man mit Goethe sehr wohl von ihm sagen kann:

> Ihm gab ein Gott in holder steter Kraft
> Zu seiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.

Daß er in dieser Leidenschaft in seinen alten Tagen etwas seltsam und wunderlich wurde, ist freilich wahr, denn wenn er in seiner Ode „Die Jakobiner“ singt: „Die Korporationen, (verzeiht das Wort, das schlecht ist wie die Sache)“, oder Umschreibungen gebraucht wie

„Der Wecker mit dem röthlichen Fuß“, was die Sonne; „des frommen Mönchs Erfindung schallt“, was einen Schuß bedeuten soll, so wird man dergleichen zu tadeln, aber doch über dieser Ausartung der Manier nicht die Vorzüge zu vergessen haben, die sie sonst enthielt und die sie so bedeutungsvoll machten.

Die literarische Schweiz und das literarische Hamburg, die in geistiger Beziehung vieles Aehnliche hatten und wo Brockes, Richey und Hagedorn in Haller, Drollinger und Andern ihre gleichstrebenden Genossen gefunden, waren es hauptsächlich, welche zuerst und am lautesten sie erkannten und sich für Klopstock erklärten. Bodmer, als er erfuhr, daß Klopstock der Verfasser dieser drei ersten Messiasgesänge sei (in den „Bremer Beiträgen“ erschienen alle Arbeiten ohne Namennennung des Autors), lud den jungen Dichter sogleich zu sich ein, und Klopstock, der diese Einladung annahm, lebte 1750 dreiviertel Jahre in Bodmer's Hause.

Bodmer und mehr oder minder die Schweizer alle, erwarteten, nach der poetischen Gravität des „Messias“ geschlossen, einen heiligen Propheten in Klopstock kennen zu lernen, und sie hätten wol, wie es heißt, über seinen, sie mit göttlichen Schauern durchrieselnden Gedichten den ganzen Tag verweint, wenn die Lebenslust und Frische des jungen Dichters nicht selbst sie aus dieser ernsthaften Stimmung herausgetrieben hätte. Nicht ohne Aergerniß ward von ihnen seine Weltlichkeit wahrgenommen und die Kühnheit getadelt, mit der er sich einst auf einer Landpartie von der ihm zuertheil-

ten spröden Schönen mit Gewalt einen Kuß eroberte. Und wie hätte dies auch anders sein können! So liberal, so freibewegend und scharf auch die Literaturanfänge jener Zeit in der Schweiz herausgetreten waren, doch hingen ihnen noch soviel Stubengelehrsamkeit und Pedantismus an, daß in ihnen der Schriftsteller bis zum Menschen noch nicht durchgedrungen war. Das Reinmenschliche stand bei den Schweizern gewissermaßen noch außerhalb der Poesie, gleichsam vor der Thürschwelle derselben; dies beweist unter anderm eine Aeußerung des doch am lebhaftesten aus der Gruppe der Schweizer Autoren hervorstechenden Bodmer gegen Dusch, als dieser in Lessing den Schriftsteller und Menschen für Eins annehmen wollte. „Welcher Gedanke“, rief Bodmer, „daß der Mensch mit dem Autor etwas zu thun haben, daß der Mensch es sein soll, der da schreibt!“ In einer nichts als witzigen, d. h. geistig erfundenen Schrift denke und rede bloß der Autor, nicht der Mensch! Die profane Sprache der Trinklieder und dergl. rede nur der Poet, nicht der Mensch! Die Flasche, die Küsse, die Mädchen seien nichts Wirkliches, nur Hirngespinnste, Schwindel, die der Poet anspreche, der Mensch aber nicht mit Augen gesehen, noch mit den Lippen berührt habe.

„Gegen eine solche Engherzigkeit“, meint Gervinus, „war es wol nöthig, daß ein von sich selbst und dem eigenen Adel erfüllter Mann wie Klopstock, die ganze Last seiner Persönlichkeit warf.“ Diese Persönlichkeit hatten die hamburger Elemente schon zu sehr durch-

haucht und geschwellt, als daß sie sich hier in der dichterischen Abstraktion vom Leben, in dieser Dichtkunst, welche das Leben gewissermaßen nur nach poetischen Vorlegeblättern malte, auf die Länge behaglich fühlen konnte. Mit nur um so größerer Inbrunst und Sehnsucht dachte er nun nach seinem Aufenthalte in der Schweiz an Hamburg und das dortige Leben, als dessen dichterische Incarnation ihm Hagedorn erscheinen mußte.

Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
Allein geschaffen. Denn dem Unwissenden
Ist, was das Herz des Edlen hebet,
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.
Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien als ein unsterblich' Lied!
Im unsokratischen Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster.

sang er in seiner Ode „Wingolf“ von ihm, und in der Abschiedsode „An Giseke“ lautet der Schluß:

Eile zu Hagedorn hin, und hast du genug ihn umarmet,
Ist die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt, sind alle Thränen der Freude
Weggelachet, entfloh'n,
Giseke, sag' ihm alsdann, nach drei genossenen Tagen,
Daß ich ihn liebe wie du!

Neben diesen Oden, in denen das Gefühl der Freundschaft seine Verherrlichung fand, dichtete er aber auch schon andere, in welchen das Glück der Liebe gefeiert wurde. Die berühmte „Die künftige Geliebte“ ist eine davon, und das Verlangen nach dem Besitz eines weiblichen Herzens mit einer Macht, Glut und

Begeisterung darin ausgehaucht, wie vor ihr das nirgend anders geschehen ist.

Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus
Und umfasset ein Bild, ach, das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich auf? Wo werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Und an einer andern Stelle heißt es:

Soll ich jene Gefilde nicht sehn? Führt nie dort im Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal?
Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Mie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?
Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin!
Unbesingbare Lust, ein süßer, begeisternder Schauer,
Eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel;
Und o, ich sehe sie! mitweinende weibliche Zähren;
Ein mir lispelnder Hauch und ein erschütterndes Ach!

Er sieht sie in den Armen der Mutter, die er segnet, und nachdem er nach ihrem Namen gefragt und sie Cidli genannt, erblickt er sie im Geist zu Rosenbüschen eilen, wo sie sinnend, wie er der künftigen Geliebten, so sie des künftigen Geliebten denkend, verweilt. Und nun ruft er:

Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauscht und verkündet mich ihr:
Ich bin redlich! Mir gab Natur Empfindung zur Tugend;
Aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab.

Wenn er in so erhabenem Schwunge der zukünftigen Geliebten und des Ortes dachte, an dem er sie einst wol finden könne, wäre es ein Wunder, wenn

sich dann sein Geist besonders nach Hamburg hingewiesen gesehen hätte, nach Hamburg, wo Hagedorn lebte, von wo er seine theuersten Freunde und durch sie die erste Ahnung von dem Reize des weiblichen Wesens und Umgangs erhielt? Gewiß nicht! Es kann beinahe für ausgemacht gelten, daß er es that. Es that es ja auch Bodmer, der von der Schweiz aus an Hagedorn schrieb, daß er Klopstock in Hamburg eine reiche Schöne oder einen Mäcen, und dadurch Muße und Freiheit zur Dichtung wünsche. Dieser Wunsch, den auch seine Freunde im Norden theilten, ließ jene darauf kommen, die Blicke Friedrich's V. von Dänemark, des nordischen Weisen, auf ihn aufmerksam zu machen. Noch im Jahre 1750 berief ihn dieser aus der Schweiz zu sich nach Kopenhagen, damit er dort unter seinen Augen sein Epos vollende.

War ihm auf diese Weise im Norden damit wirklich der reiche Mäcen gewonnen worden, so sollte ihm da nun auch zugleich die Geliebte gewonnen werden, und da über diese letztere Gewinnung in den Memoiren jener Tage vielfache Aufzeichnungen vorhanden sind, so wählen wir einen Auszug daraus, der ziemlich genau scheint und daneben auch eine sehr lebendige Schilderung von dem Geist und Wesen gibt, die man an dem weiblichen Theile der hamburgischen gebildeten Bevölkerung damals wahrzunehmen vermochte und besonders in Meta Moller, geboren 1728, abgeprägt finden muß.

„Er kam auf seiner Reise von Zürich nach Kopenhagen durch Braunschweig", heißt es in einer brieflichen

Aufzeichnung, „hier traf er seinen lieben Giseke an. Giseke war ein Hamburger und kannte Meta als Freund. Meta war eine der enthusiastischsten Leserinnen von Klopstock, seine ganze Bewunderin. Sie hatte den „Messias" zuerst aus einer Papillote kennen lernen. Sie kommt zu einer Bekannten, sieht geschnittene Haarwickeln liegen, nimmt eine in die Hand, liest ein paar Zeilen — Ei, was ist das? ruft sie aus. O, dumm' Zeug, sagt die Andere, es kann's kein Mensch verstehen! So? sagt sie; sie versteht's gleichwol, erkundigt sich näher nach dem Buche und dem Manne, läßt es holen, verschlingt's; von dem Augenblicke an kommt es ihr nicht von der Seite, Tag und Nacht liest sie's, weidet ihre ganze Seele daran, denkt, spricht, schreibt von nichts als von Klopstock, und besonders will sie von Giseke viel von ihm wissen. Da nun Giseke Klopstock sieht, sagt er zu ihm: wenn Sie auf Ihrem Wege nach Hamburg kommen, so müssen Sie ein Mädchen kennen lernen, eine Moller, die sich sehr freuen wird, Sie zu sehen; ich will Ihnen einmal einen Brief von ihr zeigen. Klopstock nimmt den Brief, liest ihn; er enthält beinahe nichts als Kritiken über den „Messias". So? sagte Klopstock, indem er den Brief scherzend zurückgibt, Sie wollen mir da ein Mädchen werth machen und zeigen Sie mir grade als meine Tadlerin? Thut nichts, antwortet Giseke kalt, lernen Sie sie nur kennen, ich will Ihnen eine Adresse an sie mitgeben. — Er kommt nach Hamburg. Nun war seine Hauptidee die, Vater Hagedorn von Person kennen zu lernen. Indeß, da er diesen nicht gleich

sprechen konnte, fällt ihm seine Adresse ein. Er schickt hin, läßt sich melden. Meta ist eben mit der Schwester beschäftigt, Wäsche zusammenzulegen und zu plätten. Wie sie die Adresse kriegt: Klopstock! ruft sie aus und springt hoch vor Freude. Ja, wir können ihn doch unmöglich so annehmen, sagt die Schmidt, das ganze Zimmer ist ja unordentlich und ..... Ei was! sagt Meta, Klopstock! Er soll den Augenblick kommen! — Die Wäsche wird holterdepolter in die Kammer geräumt und dem Bedienten gesagt: sein Herr ..... je eher, je lieber! — Sein Herr kommt denn an. — Drei Tage blieb er nur da, konnte nicht länger, Bernstorff hatte ihn zu freundlich geladen. — Es ward den andern Tag ein hamburger Gastmahl angestellt, Meta drängte sich an ihn, jedes Wort war ihr Gold, interessirte sich für sein Leben, seine Schriften, seine Schicksale, frug ihn nach seiner ersten unerwiderten Jugendneigung Fanny; sie wurden warm, sie fühlten im voraus, was sie einander sein könnten; er zerkrümelte einmal in Gedanken, mit ihr sprechend, einen Teller voll Zuckerwerk; sie nahm, da er weggegangen war, den Teller, setzt ihn in einen Schrank, verwahrte ihn wie ein Heiligthum und gab lange nachher, wenn Freunde sie besuchten, eine Prise von den zerbrockten Macronen: die hat Klopstock zerbrockt! — Hagedorn wurde beinahe vergessen — Er mußte weg, eine Correspondenz wurde festgesetzt, und ehe er über die Belte ist, hat er schon dreimal an den Stationen an sie geschrieben. So ging das zu."

Es war im Jahre 1751. 1754 heirathete er sie und 1758 verlor er sie durch den Tod, den er Zeit seines Lebens betrauerte. Erst kurz vor seinem Ende und schon auf dem Krankenbette vermählte er sich zum zweiten mal mit seiner langjährigen Freundin, einer Frau von Winthem.

So aber durch Liebe, Freundschaft und vor Allem durch den von Hamburg ausgehenden literarischen Geist magisch in die Ringmauern dieser Stadt hineingebannt, sehen wir ihn denn auch gar bald sich hier heimisch niederlassen. Hamburg hat sich Klopstock gewissermaßen angeheimelt und ihn sich so zu eigen gemacht, daß er ganz und gar als ein hamburgischer Dichter gelten muß.

Und hier sieht man, wie viel mächtiger der geistige Bezug als jeder andere wirkt, denn nur geistig fand und sah sich Klopstock an Hamburg gebunden. Hamburg war nicht sein Geburtsort, und auch nicht der Ort, der ihm seinen Lebensunterhalt gab. Es ist bekannt, daß er diesen von Dänemark her erhielt, das ihn zum Legationsrath mit einer lebenslänglichen Pension machte. Rechner haben ausspintisirt, daß Dänemark sich den „Messias“ über 21,000 Reichsthaler hat kosten lassen. Auch von Karlsruhe her erhielt er den Hofrathstitel und einen Gehalt, wofür er aus Erkenntlichkeit sich auf einige Zeit nach dieser Stadt begab, aber auch von da wie von Kopenhagen wieder nach Hamburg zurückging, wo er denn über dreißig Jahre gelebt und den mächtigsten Einfluß ausgeübt hat.

Der sogenannte Hainbund in Göttingen, Voß in Eutin, Matthias Claudius in Wandsbeck, von Gerstenbergk in Altona gruppiren sich in näherer oder entfernterer Beziehung um ihn herum und sein Kopfschütteln oder Nicken bringt Regen oder Sonnenschein über den deutschen Parnaß, auf dessen Wolkensitz er in seiner göttlichen Dichterhoheit thronte, wie das nach ihm nur noch Goethe in Weimar gethan, mit dem er denn auch bald, gleich als hätte er dessen Rivalität geahnt und im Keime zu ersticken getrachtet, in einen heftigen Zwiespalt gerieth, in dem er jenen mit der ganzen Wucht seines Ansehens, jedoch vergebens, niederzudonnern versuchte.

Am 8. März 1775 schrieb er von Hamburg aus an Goethe einen Brief, worin er diesen über sein geniales Treiben mit dem jungen Herzoge in Weimar wie ein Mentor in folgender Art zur Rede stellt:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe“, schreibt er. „Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, dreinreden wollte; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem und jenem andere Grundsätze haben als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine beiseite, was wird denn der unfehlbare Gang sein, wenn er fortfährt? Der Herzog

wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wol starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert ..... Die Teutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in ihrem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, das geschehen werde? Die Herzogin wird vielleicht jetzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich ..... Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben. Was soll ich ihm schreiben? — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil. Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag."

Welcher Schriftsteller wagte heutzutage einen Brief in diesem Tone einem Fürsten zuzumuthen, wie es Klopstock that, dessen Schreiben Goethe übrigens auch in der That dem Herzoge vorgelegt zu haben scheint. Danzel, der Klopstock sehr gehässig bespricht, meint nun zwar, dieser habe sich auf seine Warnungsepistel „eine Abfertigung zugezogen, wie sie ein gefaßter Mann kaum sollte überleben können", allein so arg ist es, wenn man Goethe's Erwiderung betrachtet, doch wirklich nicht gekommen. Goethe entgegnete kurz und abweisend, aber im Tone großer Verehrung und eines Respektes, der bei dieser Gelegenheit zu bewundern und nur in der Wucht jenes Ansehens zu suchen ist, das Klopstock damals besaß. Man wagte sich gegen den Meister vom Stuhle in der Gelehrten-Republik nichts herauszunehmen und ertrug sein Zürnen mit einer seltenen Geduld und Rückhaltung. Selbst als Klopstock am 9. Mai 1776 auf Goethe's Zeilen folgende Antwort gab: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war; groß besonders deswegen, weil ich unaufgefodert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all' solche Briefe und all' solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr wenn er sich selbst hört", ließ sich Goethe nicht zu einer, die Ehrfurcht gegen den

großen Dichter verletzenden Aeußerung bringen. Seine ganze Repressalie bestand in Schweigen, das sich auf die Stolberg, die nicht nach Weimar kamen, sondern sich von Klopstock nach Kopenhagen dirigiren ließen, und sogar bis auf jene schöne Correspondenz ausdehnte, in die sich Goethe mit deren Schwester eingelassen.

Daß Klopstock sich durch dieses Schweigen ebenso wenig wie durch Goethe's frühere Abfertigung gedemüthigt fühlte, beweisen die Beflissenheit, mit der er die letztere seinen Bekannten mittheilte und vor Allem auch die Unerschrockenheit und Kühnheit, mit denen er fortfuhr, auch die mächtigsten und bedeutendsten Menschen ungescheut zurechtzuweisen, sobald er meinte, sie auf Abwegen oder in einem Irrthum befangen zu sehen.

Bei dem französischen Minister Roland verlangte er die Bestrafung der Ungeheuer in Avignon und der Pariser Septembristen, wie er diesem denn auch über die Kunst, Krieg zu führen, nützliche Mittheilungen zu geben versprach. Er habe den Xenophon und den Cäsar nicht ohne Nutzen gelesen, gab er zu verstehen, indem er hinzufügte, wie er sich durch den Siebenjährigen Krieg in der Taktik hinreichend gebildet glaube erachten zu dürfen. Auch spielt er in eben dieser Correspondenz nicht undeutlich darauf an, daß er wol die Person sein könne, eine Allianz der französischen Republik mit dem König von Dänemark zu vermitteln.

Man sieht, er dachte von sich und seinem Ansehen nicht gering, und wie fest begründet und groß dies in der That denn auch war, beweist nichts mehr, als daß

er, der von Königen und Fürsten ausgezeichnet und pensionirt war, doch ohne Rücksicht und ohne Verdächtigung wagen durfte, die französische Revolution durch die enthusiastischsten Oden zu feiern. So dichtete er z. B.:

> Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
> So dacht' ich sonst, wie Herkules Friedrich
> Die Keule führte, von Europas
> Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen!
> So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
> Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
> Der glänzet heller und verdient es!
> Schöner als Lorbeer, der Blut erschimmert.

Ein anderes mal heißt es bei ihm:

> Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste That hub
> Da sich zu dem Olympus empor.
> Bist du so eng begrenzt, daß du sie verkennest, umschwebet
> Diese Dämm'rung dir noch den Blick,
> Diese Nacht: so durchwand're die Weltannalen, und finde
> Etwas darin, das ihr ferne nur gleicht,
> Wenn du kannst.

Daß er den Herzog von Braunschweig von der Invasion nach Frankreich abzuhalten suchte und ihm seine Ode zusendete, die die Ueberschrift „Der Freiheitskrieg“ führt, und worin sich die folgende Stelle befindet:

> Und jetzt wollt ihr sogar des Volkes Blut, das der Ziele
> Letztem vor allen Völkern sich naht,
> Das, die belorbeerte Furie, Krieg der Eroberung verbannend,
> Aller Gesetze schönstes sich gab;
> Wollt das gepeinigte Volk, das Selbsterretter, der Freiheit
> Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höh',
> Feuer und Schwert in der Hand, herunterstürzen, es zwingen
> Wieder von neuem dienstbar zu sein.

ist bekannt. Daß er zu diesen und andern ähnlichen Schritten sich bewogen fühlen konnte, lag in dem Bewußtsein seines Ruhmes und der Stellung, die er einnahm. Klopstock ist der Ausgang und die schönste Blüte derjenigen Wirkung, welche von Hamburg aus auf die deutsche Literatur ausgeübt wurde. Er brachte die literarischen Bestrebungen, wenn man will, die literarische Mission, welche Hamburg zugefallen war oder die es übernommen hatte, zum Austrage: er machte die deutsche Dichtkunst dem Wesen und ihrem Inhalt nach patriotisch, füllte sie mit den edlen Empfindungen der Freundschaft und Liebe, und trug auf den starken Armen seiner Strophen, wenn ein Bild dieser Art erlaubt ist, das Weib, oder allgemeiner genommen die Weiblichkeit auf den goldenen Parnaß seines Vaterlandes hinauf. Erst von Klopstock an beginnt das weibliche Element in der deutschen modernen Literatur eine Rolle zu spielen, eine Rolle, die allerdings bei ihm nur noch eine ahnungsvolle, aber doch schon so ausgesprochene ist, daß er eigentlich der erste moderne Dichter wird, den sich Frauen zu ihrem Liebling erwählen. Lessing war zu gedrungen, zu ernst und spröde in seinem eigenen Wesen sowol als in seinen Schriften, als daß er mehr als nur einzelnen hervorragenden Frauen, wie Elise Reimarus, der Madame König und Andern hätte von Interesse sein können. Hagedorn war wieder zuviel Lebemann, zu leicht und wegwerfend von der Natur des Weibes denkend, als daß er Reiz für dieses zu gewinnen im Stande gewesen wäre. Klopstock allein vermochte

es in seinem Innersten zu elektrisiren, denn er war es, der über alle übrigen Dichter hinaus, in heiligen Schauern die Wonnen der Liebe singend, dem Weibe in unserer Literatur den Cultus schuf, welcher nachdem darin zu so großen und betrübenden Ausartungen führte. Schon zu den Lebzeiten Klopstock's und gleich nach ihm ward dies erkannt. Bereits Lessing gab ihm weichliche Empfindelei Schuld und trauerte mit Andern, daß er das „griechische Gefühl der gesunden Natur" verdrängt habe, und wie sehr er das gethan, beweisen an sich selbst alle Die, die wie die Stolberg, die Cramer und Andere recht eigentlich aus seiner Schule hervorgingen, daher denn auch Schiller so gewissenhaft warnt, daß kein Dichter sich weniger zum Lebensbegleiter eigne als er, der unaufhörlich den Geist unter die Waffen rufe. Es sei ihm bange, sagt er, um den Kopf, der sich den „Messias" zum Lieblingsbuche mache, der nur in exaltirten Stimmungen des Gemüths gesucht werden könne, leicht ein Abgott der Jugend werde, die sich im Unendlichen gern ergeht, und dessen gefährliche Wirkungen man hinlänglich in Deutschland erfahren habe.

Es ist überall und in allen Dingen schwer, eine Sache nicht über die Linie des rechten Maaßes hinauszuführen, und diese Schwierigkeit hat sich hier bei dem durch Klopstock in die Literatur gebrachten Elemente eben auch gezeigt. Auf die Länge hin verdarb die Literatur die Frauen und die Frauen verdarben die Literatur, ein Wechselverderbniß, über das wir noch heute

nicht hinaus sind, und von dem uns zu befreien wir eben noch ziemlich kraftlose Anstrengungen machen.

Damals zu Klopstock's Zeiten aber lag in dem Verhältniß zwischen dem Dichter und seinem Frauenkreise doch noch etwas Schönes und Glückliches, das man über die spätern traurigen Folgen doch wol entschieden zu hart beurtheilt hat. Darauf fußend, daß Lessing, dem die Frauenbedürftigkeit Klopstock's lächerlich war, die sentimentalen, weiblichen Lesezirkel verspottete, die der Messiassänger gründete, hat man zu beachten vergessen, wie doch eben durch diese und andere Arten, in die sich der Umgang des Mannes mit dem Weibe kleidete, auf die letztern so rasch jene Bildung und Geistesgehobenheit überging, die es vordem nicht einmal gekannt, viel weniger besessen hatte. Mit Klopstock begann die deutsche Literatur zuerst Rücksicht auf das Weib zu nehmen, und aus dieser Rücksichtnahme entstand der holde Reiz unsrer modernen Poesie, der in ihren schönsten Schöpfungen so ewig unnachahmlich über sie ausgebreitet liegt. Möge man dies nicht über den Ausartungen vergessen, die eben dieser Reiz später erfahren hat, und zolle man vor allem dem deutschen Barden, von dem er ausging, den vollen Dank, der ihm gebührt, dadurch, daß man ihm Gerechtigkeit angedeihen lasse und in der Nachwelt die Verehrung nicht trübe, die er zu seinen Lebzeiten gefunden hat.

Klopstock, dem nach seinem eigenen Ausspruche jeder Unglückliche heilig war, der in Lebensgefahr unter Eis-

schollen auf dem Belt erst dann um Hülfe rief, als die Hülfe dem, der sie brachte, nicht mehr Gefahr drohte, Klopstock, der von drei dänischen Königen pensionirt wurde, und doch enthusiastisch die Revolution begrüßte, ebenso, wie er ungescheut seinen Wohlthäter und Freund, den Minister Bernstorff, aufsuchte und liebend verehrte, als dieser in Ungnade gefallen war, Klopstock ist nicht nur der erste deutsche Dichter, der von dem Werthe seines dichterischen Stoffes erhöht, das volle Ansehen seiner Persönlichkeit in Anschlag zu bringen weiß, sondern es ist auch, wie Gervinus sagt, „ein epochemachendes Faktum an ihm, daß er der erste Dichter war, der sich eigene Verhältnisse schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte.“ Lessing war so kühn, sich der deutschen Fürsten entschlagen zu wollen, Klopstock war noch kühner und zwang sie nicht nur zu einem gewissen Respekt vor ihm, sondern maßte sich auch gewissermaßen ein Wort in ihrem Rathe an. Wie ein Fürst ist er denn auch beerdigt worden, nachdem er am 14. März 1803 im 79. Jahre zu Hamburg gestorben.

Von dem Leichenbegängnisse Schiller's, das zwei Jahre später in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1805 stattfand, wird uns im Album des „Literarischen Vereins“ in Nürnberg 1844 von Weimar aus Folgendes berichtet: „Kein feierlicher Kondukt empfing die Begrabenden. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Straßen menschenleer. Wer hinundwieder durch irgend ein Leiden schlaflos erhalten war, konnte jetzt aus den einfachen

Tönen eines Glöckleins bemerken, daß Jemand nach dem Ziel irdischer Laufbahn gebracht werde, ohne darum zu wissen, daß es dem Dichter der „Glocke“ zu Grabe läute.“

So begrub man Schiller, den großen Schiller in der Musenstadt Weimar. Wie anders ward dagegen Klopstock in der Kaufmannsstadt Hamburg zur Erde bestattet. Als seine Leiche am 22. März 1803 zu Grabe getragen wurde, geschah es, einer authentischen Schilderung des Dr. F. L. W. Meyer nach folgendermaßen: „Es betheiligten sich wie an dem Kondukte eines Königs die Gesandten Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Preußens und Rußlands. Auf das Geheiß des hamburger Senats erschien eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und zu Pferde; militärische Ehrenbezeugungen wurden der Leiche vor den acht Wachen des Stadtgebietes verordnet, an denen der Zug vorbeiging; vor der Hauptwache und dem Thore war das schöne hamburger Dragonercorps ausgerückt. Des Zuströmens vieler Tausende (man darf etwa 50,000 annehmen) auf den Gassen und Märkten und an dem Thor ungeachtet, waren Polizeivorkehrungen unnöthig. Der feierliche Eindruck vertrat ihre Stelle. Er gebot den zahllosen Volkshaufen Ruhe und ehrfurchtsvolle Stille. Als ob eine allgemeine Trauer verabredet worden, sah man viele der Zuschauerinnen an den Fenstern, und fast Alle in der Kirche des Begräbnisses in Trauerfarbe gekleidet; mehre hatten sich in schwarze Schleier verhüllt.

„Um 10 Uhr begann der Zug unter dem volltönen-

den, großen Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs. Ein langes Wagengefolge von fremden Gesandten, hamburger Bürgern, Senatoren, Gelehrten, Kaufleuten, Kirchen- und Schullehrern und Künstlern schloß sich vor der Wohnung des Verstorbenen an den Leichenkondukt. Auf dem vierspännigen, offenen, von vier Führern geleiteten Trauerwagen stand der ganz einfache Sarg, schwarz bezogen, in seinen Seitenfüllungen mit Sammetstreifen eingefaßt, auf weißen metallenen Fußgestellen ruhend. Auf seiner Deckelfläche lag ein von ähnlichem Metall geformtes Buch, an einen Kranz von verflochtenen Palmen- und Eichenzweigen gelehnt. Klopstock's edle Gattin hatte den folgenden Vers, den er selbst einst zur Aufschrift des Sarges seiner Meta aus seinen Liedern wählte, in das Buch einzugraben verordnet:

Nah' war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht.
Weiter hin, im Thal der Nächte,
War mein Retter und sein Licht.

„Auf der Hälfte des Weges zum Grabe hielt der sich feierlich langsam bewegende Zug vor dem Thor auf dem hamburgischen und dänischen Grenzfelde, dem mit Menschen dicht bedeckten „Hamburger Berge". An dem Thor von Altona und dem hamburger Grenzstein ward die Leiche von den ersten Personen der königlichen und der Stadt-Regierung, von Gelehrten, Offizieren, fremden Generalen und vielen Bürgern der Stadt empfangen, die sich nun dem Zuge anschlossen. Eine

